

Nr. 3850. Z XIX Kriegsnummer 141. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

16. März (Fortsetzung).

Im Monat Februar sind insgesamt 368 Handelsschiffe mit 781 500 Brutto-Registertonnen infolge kriegerischer Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen. Davon sind 292 feindliche Schiffe mit 644 000 Brutto-Registertonnen und 76 neutrale Schiffe mit 137 500 Brutto-Registertonnen. Von den neutralen Schiffen sind 61 Schiffe durch U-Boote versenkt worden.

Bonar Law teilte im englischen Unterhause mit, der Zar habe abgedankt. Großfürst Michael Alexandrowitsch sei zum Regenten ernannt worden.

Die Petersburger Telegraphenagentur veröffentlicht ein kaiserliches Manifest, worin der Zar erklärt, um dem Volke die enge Vereinigung und Organisation aller Kräfte für einen raschen Sieg zu erleichtern, in Übereinstimmung mit der Duma die Krone niederzulegen, und um sich von dem geliebten Sohne nicht zu trennen, die Nachfolge seinem Bruder, dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch, zu übertragen.

17. März 1917.

Zwischen Sailly und dem St-Pierre-Vaast-Walde haben englische, zwischen Beuvraignes und Lassigny französische Abteilungen in Gräben, die von uns plangemäß aufgegeben waren, sich festgesetzt.

In der Champagne scheiterte der Vorstoß einer französischen Kompagnie westlich von Tahure.

Östlich des Doiransees hat ein englisches Bataillon den vor unserer Sicherungslinie liegenden Bahnhof Porci besetzt.

Der Bruder des Zaren, Großfürst Michael Alexandrowitsch hat eine Proklamation erlassen, in der er erklärt, er werde die höchste Macht nur unter der Bedingung annehmen, daß dies der Wille des Volkes sei, indem das Volk durch ein Plebiszit, ausgedrückt durch seine Repräsentanten in einer konstituierenden Versammlung, die Regierungsform und die neue Verfassung des russischen Staates festsetzen müsse. Die konstituierende Versammlung müsse durch eine allgemeine, direkte, gleiche und geheime Abstimmung gewählt sein.

Briand überreichte dem Präsidenten Poincaré die Demission des Kabinetts.

18. März 1917.

Beiderseits von Arras drangen feindliche Erkundungsabteilungen von Bataillonsstärke gegen unsere Stellungen vor; meist wurden sie durch Feuer abgewiesen, bei Roclincourt und Tilloy wurde eingedrungener Feind im Nahkampf geworfen und ließ eine Anzahl Gefangener in unserer Hand. Zwischen Arras und der Oise haben die Engländer und Franzosen in dem von uns plangemäß aufgegebenen Geländestreifen unsere früheren Stellungen und mehrere Ortschaften, darunter Bapaume, Péronne, Roye und Noyon besetzt. Unsere Sicherungen fügten dem Feinde erhebliche Verluste zu und wichen dann, wie befohlen, aus. Auf dem rechten Maas-Ufer griffen im Morgengrauen zwei französische Kompagnien das von uns am 16. März gewonnene Grabenstück nördlich der Chambrettes Fe. an; der Vorstoß scheiterte. An der Combreshöhe und bei Maizey nördlich von St-Mihiel brachen Sturmtrupps in die französische Stellung ein und kehrten mit Gefangenen zurück.

In Luftkämpfen büßte der Feind 19, durch Abwehrfeuer 3 Flugzeuge ein. Leutnant Freiherr v. Richthofen schoß seinen 27. und 28., Leutnant Baldamus seinen 14. und 15. Gegner ab. Wir haben 3 Flugzeuge verloren.

Starke Angriffe der Franzosen zwischen Ochrida- und Prespasee sind abgeschlagen worden. Der schwere Kampf um das Berggelände nördlich von Monastir hat dem Gegner keinen wesentlichen Erfolg gebracht. Die beherrschenden Höhen, die auch nachts vergeblich angegriffen wurden, sind fest in unserer Hand.

Eines unserer Marineflugzeuge belegte am 17. März nachmittags den Hafen und die Gasanstalt von Dover mit Bomben.

In der Nacht vom 17. zum 18. März brachen Teile unserer Seestreitkräfte erneut in die Straße von Dover-Calais und die Themsemündung ein. Von der südlichen Angriffsgruppe wurde ein feindlicher Zerstörer der Kanalbewachung im Nahkampf versenkt, ein zweiter Zerstörer schwer beschädigt. Die nördliche Angriffsgruppe vernichtete bei North-Foreland einen Handelsdampfer von etwa 1500 t durch Torpedoschuß und zwei Vorpostenschiffe durch Artilleriefeuer. Hierauf beschoß sie den befestigten Hafen Margate wirkungsvoll auf nahe Entfernung. Unsere Seestreitkräfte sind vollzählig und ohne Beschädigungen oder Menschenverluste zurückgekehrt.

In der Nacht vom 16. zum 17. März hat ein Marineluftschiffgeschwader trotz heftiger Gegenwehr durch feindliche Flieger und Abwehrgeschütze London in halbstündigem Angriff und die südöstlichen Grafschaften Englands erfolgreich mit Bomben belegt. Die Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt bis auf „L 39“, das nach einer französischen Meldung bei Compiègne, nordöstlich von Paris, in einer Höhe von 3500 m durch das Feuer französischer Abwehrgeschütze zum Absturz gebracht wurde.

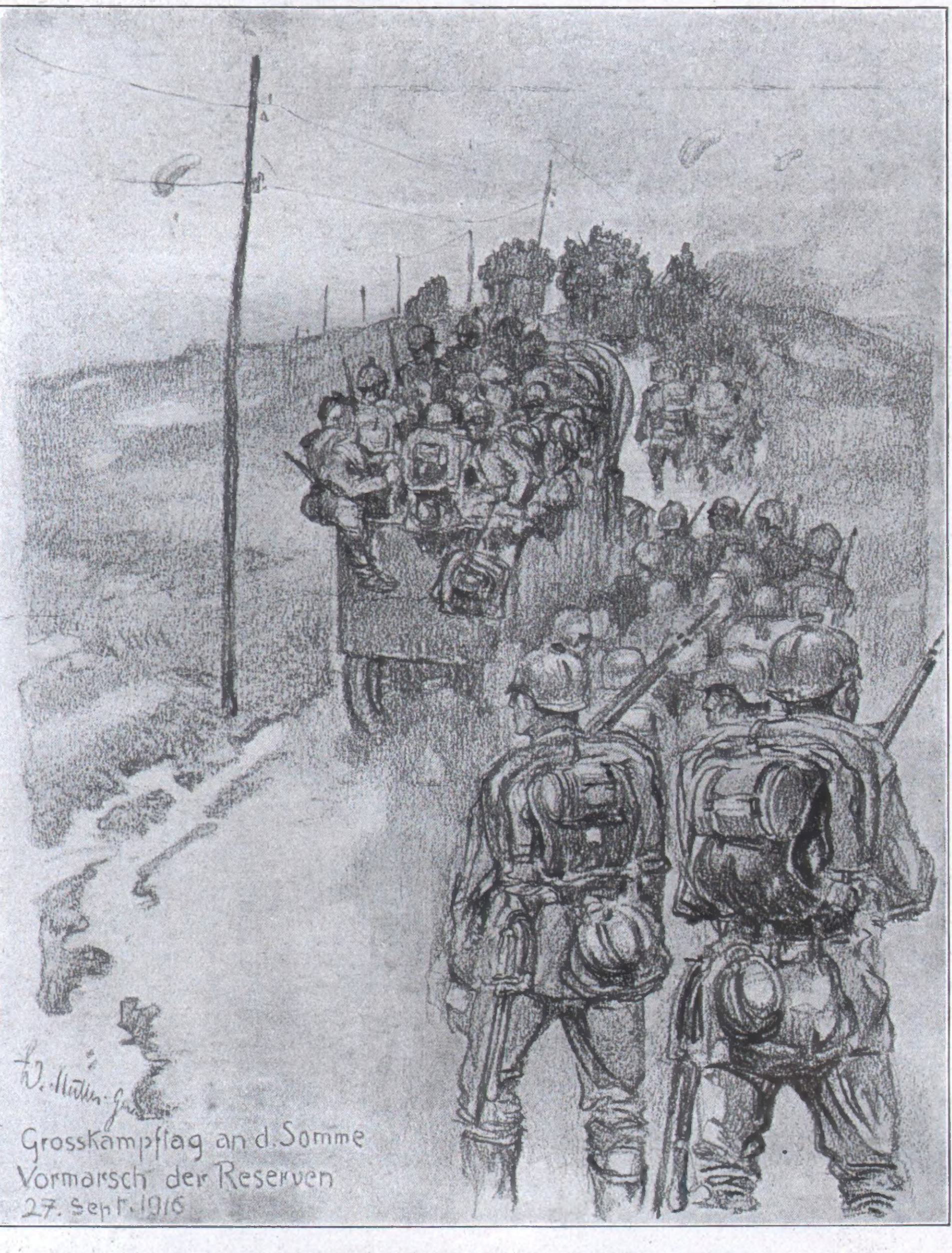
19. März 1917.

In den letzten Tagen wurde ein Landstrich zwischen der Gegend von Arras und der Aisne von uns plangemäß geräumt. Die lange vorbereiteten strategischen Bewegungen wurden ohne Störung durch den nur zögernd folgenden Feind durchgeführt; Sicherungen verschleierten durch umsichtiges und tatkräftiges Verhalten das Verlassen der Stellungen und den Abmarsch der Truppen. In dem aufgegebenen Gebiet sind die dem Feinde nützlichen Verkehrsanlagen zerstört worden; ein Teil der Bevölkerung wurde, mit einem Vorrat an Lebensmitteln für 5 Tage ausgestattet, zurückgelassen.

Nachmittags stürmten Kompagnien oft bewährter Regimenter im Südostteil des Waldes von Malancourt und auf dem Osthang der Höhe 304 mehrere französische Grabenlinien in 500 und 800 m Breite und führten 8 Offiziere, 485 Mann sowie mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer zurück. Nächtliche Gegenangriffe der Franzosen sind abgewiesen worden. Auch am Südhang der Höhe „Toter Mann“ brachte ein Vorstoß von Sturmtrupps mehrere Gefangene ein. Auf dem Ostufer der Maas scheiterte, wie am Vortage früh, morgens der Angriff mehrerer französischer Kompagnien nördlich der Chambrettes Fe.

Die Kämpfe zwischen Ochrida- und Prespasee und im Becken von Monastir wurden gestern fortgesetzt. In der Seenenge und nordwestlich von Monastir sind die Franzosen zurückgeschlagen worden; nördlich der Stadt haben sie bei rücksichtslosem Einsatz ihrer Truppen geringen Geländegewinn erreicht. Östlich des Doiransees ist der Bahnhof Porci nach Vertreibung der Engländer wieder von uns besetzt worden.

Neuerdings sind von unseren U-Booten im englischen Kanal, im Atlantik und in der Nordsee insgesamt 116 000 Brutto-Registertonnen versenkt worden.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein Großkampftag an der Somme; Vormarsch der Reserven.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant der Res. Willy Müller-Gera.

20. März 1917.

In dem feindlicher Besetzung preisgegebenen Gebiet zu beiden Seiten der Somme und Oise verliefen mehrere Gefechte von Infanterie- und Kavallerieabteilungen verlustreich für den Gegner. Die Vorbereitung des in jener Gegend ausersehenen Kampffeldes machte es zur militärischen Notwendigkeit, alles unbrauchbar zu machen, was dem Feinde später für seine Operation von Vorteil sein könnte.

Auf dem linken Maas-Ufer richteten die Franzosen nachmittags und nachts heftige Angriffe gegen die von uns am 18. März gewonnenen Stellungen, sie sind überall abgewiesen worden. An der Höhe 304 stieß aus eigenem Antrieb eine unserer Kompagnien dem weichenden Feind nach und entriß ihm ein weiteres 200 m breites Grabenstück, dessen Besatzung, 25 Mann, gefangengenommen wurde.

In Luftkämpfen wurden 13, durch Abwehrgeschütze 2 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Der nun seit neun Tagen währende Kampf zwischen Ochrida- und Prespasee sowie auf den Höhen nördlich des Beckens von Monastir hat auch gestern den Franzosen keinen Erfolg gebracht. Ihre Sturmtruppen brachen in breiter Front gegen unsere Stellungen sowohl in der Seenenge als auch im Norden von Monastir vor; in unserm Feuer, an einzelnen Stellen im Nahkampf, sind ihre Angriffe gescheitert.

Das neue französische Ministerium ist, wie folgt, gebildet worden: Vorsitz und Äußeres: Ribot; Justiz: Viviani; Krieg: Painlevé; Marine: Lacaze; Bewaffnungswesen: Thomas; Finanzen: Thierry; Inneres: Malvy; Öffentlicher Unterricht: Steeg; Öffentliche Arbeiten: Desplas; Handel: Clementel; Ackerbau: Fernand David; Verpflegung: Violette; Arbeit und soziale Fürsorge: Bourgeois; Kolonien: Maginot; Unterstaatssekretär des Flugwesens: Daniel Vincent.

Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Moraht, hat am 19. März im westlichen Mittelmeer ein durch Zerstörer gesichertes französisches Großkampfschiff der „Danton“-Klasse durch Torpedoschuß versenkt. Das Linienschiff, das Zickzackkurs lief, legte sich nach dem Treffer sofort stark über und kenterte nach 45 Minuten. Die Schiffe der „Danton“-Klasse stammen aus dem Jahre 1909 und haben bei einer Wasserverdrängung von 18 400 t eine Schnelligkeit von 20,2 Seemeilen. Die Besatzung beträgt 858 Mann. Mit der Vernichtung des Schiffes der „Danton“-Klasse erhöhten sich die Verluste unserer Feinde an Kriegsschiffen ausschließlich der Hilfskreuzer und Hilfsschiffe auf rund 850 000 t Wasserverdrängung. Das ist soviel Kriegsschifftonnengehalt, wie Rußland und Japan zusammen zu Beginn des Krieges besaßen, oder nur 60 000 t weniger als der Tonnengehalt der Flotte der Vereinigten Staaten, der drittgrößten der Welt, zu Anfang des Krieges.

21. März 1917.

Zwischen Arras und Bertincourt, nordöstlich von Ham, und im Norden von Soissons zwangen unsere Sicherungen einzelne gemischte Abteilungen der Gegner zu verlustreichem Zurückgehen. Auf dem rechten Maas-Ufer sind heute früh zwei Vorstöße der Franzosen am Fosses-Wald gescheitert.

Teilangriffe der Franzosen bei Rizopole, Trnova und Rastani (westlich und nördlich von Monastir) wurden durch unser Feuer niedergehalten oder abgewiesen. Kürzlich in Feindeshand verbliebene Höhen nordöstlich von Trnova und bei Tregovo wurden von uns im Sturm zurückgewonnen. Der Gegner räumte darauf das Zwischengelände; seine nächtlichen Versuche, die Höhen wiederzunehmen, schlugen fehl.

Das Reutersche Bureau meldet aus Petersburg: Die Regierung hat angeordnet, daß der Exzar und seine Gemahlin als Gefangene betrachtet werden und nach Zarskoje Selo gebracht werden sollen.

22. März 1917.

Im Landstrich beiderseits von Somme und Oise verliefen Zusammenstöße vorgeschobener Abteilungen für uns günstig. Bei Chivres und Missy auf dem Nordufer der Aisne sind französische Bataillone zurückgeworfen worden.

Das von Prinz Friedrich Karl von Preußen geführte Flugzeug ist von einem Fluge über die feindlichen Linien zwischen Arras und Péronne nicht zurückgekehrt.

Bei Saberesina, östlich von Lida, drangen unsere Stoßtrupps in 4 km Breite über die vorderen russischen Gräben bis zur zweiten Stellung durch, zerstörten nachts die Verteidigungsanlagen und kehrten mit 225 Gefangenen, 2 Revolverkanonen, 6 Maschinengewehren und 14 Minenwerfern zurück.

Die von unseren Truppen am 30. März gewonnenen Höhen nördlich von Monastir waren gestern das Ziel starker französischer Angriffe, die sämtlich fehlschlugen.

Dem Chef des Admiralstabes, Admiral v. Holtzendorff, wurde vom Kaiser der Orden pour le mérite verliehen.

23. März 1917.

Französische Truppen, die beiderseits von St-Simon über Somme- und Crozatkanal gegangen waren, sind durch Angriff gegen und über diese Abschnitte zurückgeworfen worden. Der Feind erlitt blutige Verluste und büßte 230 Gefangene sowie mehrere Maschinengewehre und Fahrzeuge ein. Zwischen Oise und Aisne sind westlich und südlich von Margival Angriffe starker französischer Kräfte durch Feuer und im Gegenstoß verlustreich abgeschlagen worden. Am Walde von La Ville-aux-Bois ist ein nach starkem Feuer einsetzender Vorstoß gescheitert. Bei Watronville in der Woëvre-Ebene brachte ein eigenes Unternehmen Gefangene und 2 Maschinengewehre ein.

Eins unserer Luftschiffe hat in der Nacht vom 20. zum 21. März englische Anlagen bei Mudros auf der Insel Lemnos wirkungsvoll mit Bomben beworfen und ist unversehrt in seinen Hafen zurückgekehrt.

Nach einer amtlichen französischen Meldung sind bei dem Untergang des Panzerschiffs „Danton“, das am 19. März im Mittelländischen Meere torpediert wurde, 296 Mann ums Leben gekommen, 806 gerettet worden.

 Nummer 3850. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

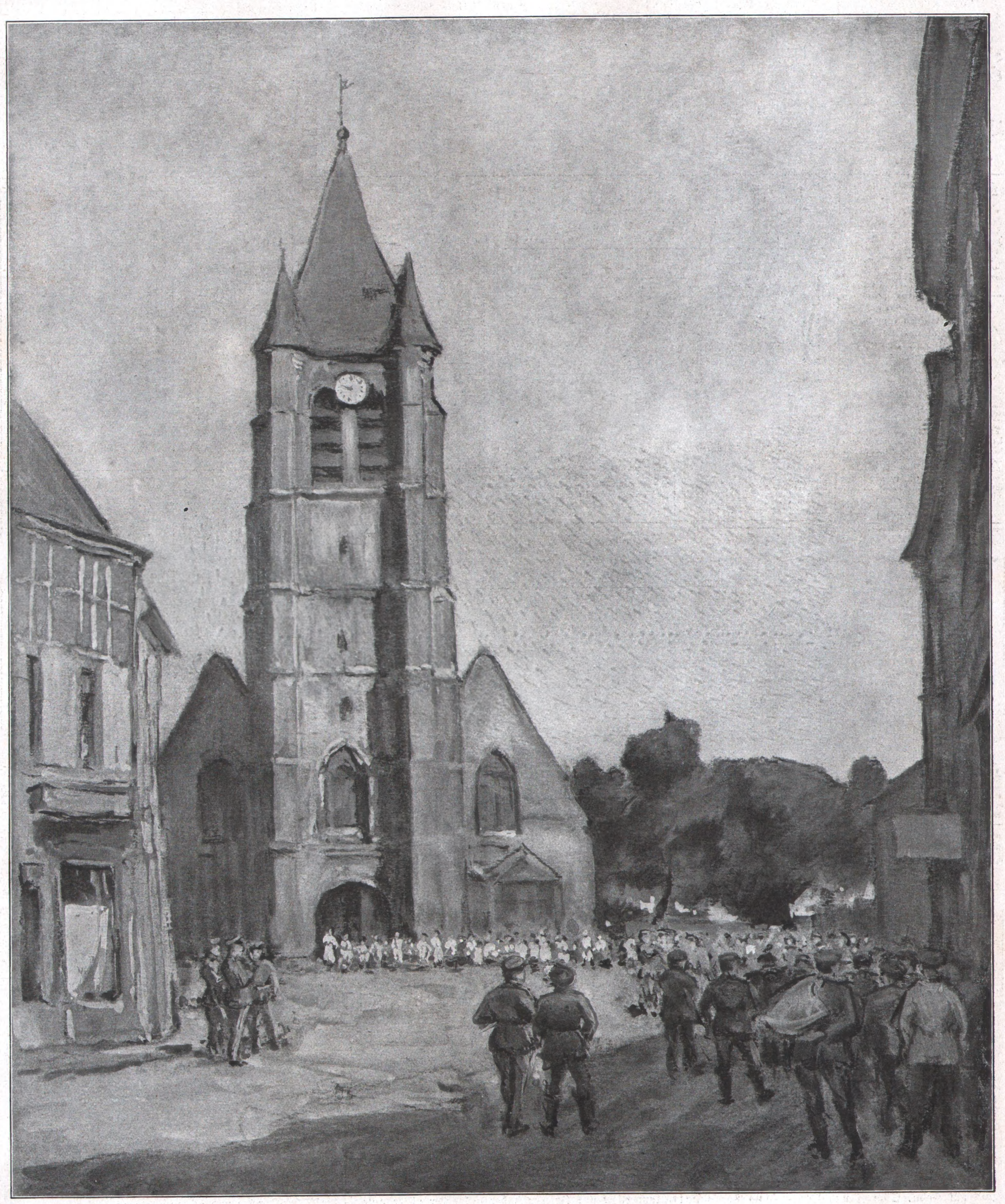
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3850. 148. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 10 M, frei ins Haus 10 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 12. April 1917.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3850. 148. Band.



Hinter der Front in Nordfrankreich: Promenadenkonzert für Verwundete vor der Kirche in Courières.
Nach einem Aquarell des an der Westfront zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.

Frankreichs Ausdehnungspolitik. / Von Dr. Fritz Roepke.

„Wohl ist es richtig," sagt Fürst v. Bülow in seiner „Deutschen Politik", „daß Frankreich durch Jahrhunderte den Geist der Unruhe in die europäische Geschichte getragen hat." Zu allen Zeiten des Aufstiegs hat Frankreich Eroberungspolitik getrieben und seine nationale Kraft nach außen hin gewendet. Ludwig XIV. erweitert seine Macht auf Kosten Deutschlands und Spaniens. Napoleon I. unterwirft sich fast ganz Europa. Napoleon III. treibt Orientpolitik mit dem Krimkrieg, Weltpolitik durch den Feldzug gegen China, Besetzung von Kotschinchina und die Errichtung des Kaiserreichs Mexiko; er begehrt Luxemburg und Belgien und versucht schließlich die alte Napoleonische Vorherrschaft auf dem Festland in den Kriegen gegen Österreich und Preußen-Deutschland wiederaufzurichten. Aber die treibende Kraft ist nicht etwa allein der Herrscher, wenn auch der Krieg vielfach ein dynastisches Bedürfnis war. Wie die Eroberungszüge Napoleons nicht denkbar sind ohne den natürlichen Machtwillen des französischen Volkes, so wird sogar der König Ludwig XVI. von den Girondisten, seinen Untertanen, gezwungen, Österreich den Krieg zu erklären, und die Revolutionsheere erobern Belgien und Holland, dringen bis Mainz und Cöln vor und sichern Frankreich im Frieden zu Basel das linke Rheinufer.

Wie gewaltig und gefährlich dieser Eroberungstrieb ist, zeigt die Tatsache, daß Frankreich sich von allen Rückschlägen in überraschend schneller Weise wiederaufgerichtet und nach einer Zeit der Erholung seine Politik wiederaufgenommen hat. In der Erkenntnis dieses geschichtlichen Machtwillens hat Bismarck nach dem Frankfurter Frieden immer nach Mitteln gesucht, um den eben errichteten Bau des Deutschen Reiches nicht durch einen neu erstarkten Nachbarn gefährden zu lassen. Er hielt deshalb bis zum Ende seiner Kanzlerschaft an dem politischen Grundsatz fest, Frankreichs Bündnisfähigkeit zu erschweren und seinen Ausdehnungsdrang von der deutsch-französischen Grenze nach weniger gefährlichen Punkten zu lenken. Es ist bekannt, daß er in dieser Absicht die koloniale Ausbreitung Frankreichs offen begünstigt und gefördert hat. Es hat bis in die letzte Zeit vor dem Kriege in Deutschland Leute gegeben, die in ihrer Verachtung für ein „verweichlichtes und entartetes" Frankreich weniger an eine gefährliche Bedrohung als an einen langsamen inneren Zerfall glaubten. An diese Möglichkeit hat Bismarck nur geglaubt, als die Verfassungskämpfe zu Beginn der siebziger Jahre Monarchisten und Republikaner fast in einen Bürgerkrieg verwickelten. Schon 1875 merkte er das Erwachen der alten Angriffslust. Daß er den französischen Ehrgeiz nicht zu hoch eingeschätzt und nicht umsonst das „Gespenst der Bündnisse" gefürchtet hat, beweist die Entwicklung der dritten Republik.

Der Berliner Kongreß im Jahre 1878 war der äußere Anlaß zum Beginn der französischen Kolonialpolitik. England, das ein schlechtes Gewissen wegen Ägyptens und Zyperns hatte, Deutschland, das Frankreich beschäftigen wollte, ließen Frankreich freie Hand in Tunis, das 1881 durch militärische Besetzung zu einem Schutzvertrag mit Frankreich gezwungen wurde. Im Jahre 1881 mußte das Reich Anam in Hinterindien die Provinz Tongking abtreten; bald darauf wurde es selbst, trotz der Schwierigkeiten, die das militärische Eingreifen Chinas den Franzosen brachte, französischer Schutzstaat. Im Jahre 1884 wurde Madagaskar unterworfen. Von 1880 bis 1885 durchzog der französische Forschungsreisende Brazza, mit einem von der Kammer bewilligten Kredit von über zwei Millionen Frank versehen, das Gebiet des Kongo und das Hinterland der westafrikanischen Besitzungen; auf dem Berliner Kongreß 1885 wurde der erweiterte Besitz als Französisch-Kongo bestätigt. Ägypten ging zwar, weil man sich nicht mit England entzweien wollte, für den französischen Einfluß ganz verloren. Dafür entstand aber allmählich durch Vorschiebung des militärischen Einflußgebietes in Senegal und Sudan, in Tunis und Algerien, durch Befestigung und Ausbau der Stellung an der Nordguineaküste ein großes westafrikanisches Kolonialreich. Ein Hindernis bildete nur noch Marokko, an dessen Durchdringung mit zäher Ausdauer gearbeitet wurde, bis Deutschland durch Aufrollung der Marokkofrage und durch seine Forderung der offenen Tür die stille Einverleibung des Landes hintertrieb. Von Jahr zu Jahr war die Zahl der Anhänger des kolonialen Gedankens gewachsen. Während noch das Ministerium Ferry solchen Widerstand gegen seine kolonialen Pläne fand, daß es beide Male, 1881 und 1885, von der Leitung der Geschäfte zurücktreten mußte und mit Hohn, Schimpf und Verleumdung überschüttet wurde, gaben die Radikalen, die eigentlichen Kolonialgegner, ihre abweisende Haltung allmählich auf, um sich immer mehr zu dem imperialistischen Gedanken des „größeren Frankreich" zu bekennen.

Die dritte Republik hat es in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht, daß sie nächst England die erste Kolonialmacht der Erde wurde. Aus einigen Zahlen wird man sich einen Begriff von der kolonialen Ausbreitung machen können. Nach „Statesman's Yearbook", 1916, besaß Frankreich im Jahre 1914 in Asien 310176 englische Quadratmeilen mit 14773000 Einwohnern; in Afrika 4184401: 25681243; in Amerika 35222: 450000; in Ozeanien 8744: 81100; zusammen: 4538543 Quadratmeilen mit 40986243 Einwohnern. (Deutschland besaß dagegen an Kolonien 1027820 Quadratmeilen mit 12041603 Einwohnern.)

Mit diesem tatsächlichen Besitz gab sich aber die französische Ausdehnungspolitik noch nicht zufrieden. Außer dem eigentlichen Kolonialreich gibt es noch Gebiete, die, ohne ihre staatliche Selbständigkeit zu verlieren, vorwiegend dem französischen Einfluß ausgesetzt sind. Zu den Ländern, in denen die dritte Republik immer großen Wert auf ihre vorherrschende Stellung gelegt hat, gehört die Levante, Palästina und Syrien. Hier hat Frankreich das Protektorat über die Christen inne, und die republikanische Regierung, die den Kampf gegen die Kirche bis zum Äußersten geführt hat, hütete sich, die Ansprüche Frankreichs aufzugeben, weil hinter dieser religiösen Aufgabe ein politisches Interesse stand. Und in der Tat hat sie sich nicht damit begnügt, die Christen jener Gegenden unter ihren Schutz zu nehmen; sie hat auch die geistlichen Würdenträger der verschiedenen Sekten mit französischen Orden und Ehrentiteln überhäuft und an den Küsten von Zeit zu Zeit Kriegsschiffe ankern lassen, die den Bewohnern die Macht Frankreichs vor Augen führen sollten.

Zu unseren jüngsten Erfolgen in der Champagne: Sturmtrupp, zum Vorgehen bereit.
(Bild- und Film-Amt.)

Das wäre die eine Seite des französischen Ausdehnungstriebes, die militärisch-politische. Er wäre vielleicht, dem britischen Imperialismus gleich, ins Ungemessene gewachsen, wenn er nicht eine gebieterische Begrenzung in der schwachen Bevölkerung, dem ständigen Sinken der Geburtenziffer und dem Mangel an kaufmännischem Unternehmungsgeist gefunden hätte. Um ein großes Kolonialreich zu erhalten, gehören Menschen, die es schützen und besiedeln. Daß es an dem nötigen Material fehlt, hat Frankreich schon in Tunis erfahren müssen, wo 20000 Italiener, die hier als Kaufleute und Gewerbetreibende ansässig sind, der vollständigen Angliederung einen gewissen Widerstand entgegensetzen.

Es ist aber ein Beweis für die natürliche Kraft und Mächtigkeit seines Ausdehnungstriebes, daß das französische Volk sich durch diesen Mangel nicht zum Verzicht hat verleiten lassen, sondern nach anderen Mitteln gesucht hat, ihn zu befriedigen. Es entschloß sich zu einer mittelbaren Machtentfaltung und konnte dabei zwei Vorteile benutzen: seinen Geldreichtum und den alten Weltruf seiner Sprache und Kultur.

Frankreich ist das Land der kleinen Sparer. Während in Deutschland der Gewinn in Handel und Industrie meistens zum Ausbau des Geschäfts oder Vergrößerung des Betriebes benutzt, zum großen Teil auch für den unmittelbaren Lebensunterhalt verbraucht wird, ist der französische Kaufmann darauf bedacht, bei möglichster Einschränkung des persönlichen Bedarfs den Geschäftsgewinn in Papieren anzulegen, um so bald als möglich sich zurückziehen und von den Zinsen leben zu können. Diese Kapitalanhäufung hat bereits die Wirkung gehabt, daß die französische Staatsrente nach und nach bis auf 3 Proz. konvertiert und Frankreich der Geldgeber vieler anleihebedürftiger Staaten wurde. Dabei ist aber zu beachten, daß es nicht wahllos sein Geld verborgte, etwa nur mit Rücksicht auf Sicherheit und hohen Zinsfuß. Sondern die Verleihung wurde ein bewußtes Mittel der auswärtigen Politik. „Wir stehen hier nicht etwa vor der blinden, mechanischen Wirkung eines einmal vorhandenen und nach Verzinsung schreienden Kapitalüberschusses, sondern vor der erstaunlichen Geschlossenheit eines nationalen Geltungswillens, der die politische Verwertung dieses nach Zinsen schreienden Kapitals erzwingt" (Ruedorffer, „Grundzüge der Weltpolitik", S. 84). So haben die französischen Banken sich nur schwer und in beschränktem Maße dazu entschließen können, Österreich-Ungarn, dem Bundesgenossen Deutschlands, eine Anleihe zu gewähren; und sicherlich haben sie dabei noch die Deutschfeindlichkeit der slawischen Staatsangehörigen in Rechnung gezogen. Dagegen haben sie Länder, deren politische Beeinflussung ihnen möglich und nützlich schien, mit Gold geradezu überschüttet. Tatsächlich beruht oder beruhte die Stellung Frankreichs in Rußland, in der Türkei und in den Balkanländern nicht zum wenigsten auf seinem kapitalistischen Ausdehnungsdrang. Das Verhältnis zu Rußland spricht eine besonders deutliche Sprache. Im Jahre 1887 tauchte zuerst die Nachricht von einem russisch-französischen Bündnis auf, und 1890 öffnete Frankreich seinen Geldmarkt dem kapitalhungrigen Rußland. Während die deutschen Banken, seitdem ihnen im Jahre 1887 verboten worden war, russische Staatspapiere zu lombardieren, sich zurückhielten und den größten Teil des mobilen Kapitals (80 Proz.) dem eigenen Lande zugute kommen ließen, hat Frankreich allmählich 75 Proz. ins Ausland gesandt, und davon waren ein Viertel bis ein Drittel in russischen Wertpapieren angelegt. Im Jahre 1902 wurde der Gesamtanteil Frankreichs an ausländischen Wertpapieren auf 30 Milliarden angegeben, wovon 10 Milliarden auf Rußland kamen. Im Jahre 1914 schätzte man auf 40 und 20 Milliarden (Deutschlands Anteil an russischen Werten betrug zu Beginn des Krieges ungefähr 4 Milliarden). Diese 20 Milliarden bedeuten den Kaufpreis für die russischen Millionenheere, mit denen Rußland uns in einem künftigen Kriege in den Rücken fallen und Frankreich die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens erleichtern sollte.

Diente hier das Geld dazu, das politisch-militärische Bündnis und Frankreichs Stellung auf dem Festland Deutschland gegenüber zu stärken und den Geburtenrückgang durch gekaufte russische Soldaten wettzumachen, so hat der französische Sparer auch bewußte Weltpolitik getrieben, indem er entferntere Länder, die noch aufzuschließen waren, wirtschaftlich in seine Hand zu bekommen suchte. Zu diesen gehört vor allem die Türkei die, nächst Rußland am meisten vom französischen Gelde abhängig war. Im Jahre 1912 wurde das französische Vermögen in der Türkei in französischen Finanzkreisen auf 2,5 Milliarden geschätzt. Die in französischen Händen befindlichen Staatspapiere hatten allein einen Wert von 1,5 Milliarden; das übrige verteilte sich auf Handelshäuser, Liegenschaften, Banken, Hafenanlagen, Eisenbahnen, Bergbauunternehmungen, Gas- und Wasserleitungen, Tabakregie und Fabriken. Das Geld steht jedem anderen politischen Machtmittel gleich. Als nach dem Frieden von Bukarest Deutschland einen Instruktionsgeneral nach der Türkei entsandte und England bald darauf sich die technische Leitung der Marine sicherte, wollte Frankreich nicht zurückstehen; in einer neuen Anleihe sah es einen vollständigen Sieg seiner Ansprüche.

Die zweite, dem Franzosen besonders eigentümliche Art mittelbarer Ausdehnungspolitik besteht in kultureller Ausbreitung. Auch bei uns galten ja französische Sprache und französisches Wesen als Vorbild und als Kennzeichen des Gebildeten. Dieser Ruf besteht heute noch bei solchen Völkern, die keine eigene, geschichtlich gewordene und geschlossene Kultur besitzen, oder in denen die gebildeten Kreise mit den Massen keine Fühlung haben. Hier hat es der Franzose verstanden, unterstützt von dem Ansehen seiner klassischen Kultur und der ihm angeborenen Gabe, Menschen zu gewinnen, eine geistige Verbindung, ja Freundschaft mit seinem Lande zu entwickeln, französische Sprache und Gedanken zu verbreiten und manchmal der ganzen Oberschicht eines Landes einen oberflächlichen, doch dauernden Anstrich französischer Bildung zu geben. Solche Länder sind Südamerika, der nahe Osten, Rußland, Rumänien. In Südamerika beherrscht Frankreich die Mode, den literarischen Geschmack und einen großen Teil der Presse. In Rußland und Rumänien hat der stark ausgeprägte Nationalstolz der Hauslehrer und Kindermädchen eine nicht zu unterschätzende Wirkung ausgeübt. (Man darf sie nicht mit unseren Erzieherinnen vergleichen, die sich weit passiver verhielten und mehr lernen als lehren wollten.) In allen erwähnten Ländern erscheinen Zeitungen in französischer Sprache und spielen ständige französische Theatertruppen. Syrien und Palästina waren dem französischen Einfluß preisgegeben, solange das Protektorat Frankreichs über die Christen im Orient besteht. Den Mittelpunkt der Werbetätigkeit bildet hier die im Jahre 1883 von

Verlassener französischer Schützengraben in den Maasniederungen.

Die Maas bei Stenay.

Vom westlichen Kriegsschauplatz. Nach Gemälden für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem an der Westfront zugelassenen Kriegsmaler Adolf Obst.



Sturmtrupp beim Ausbau eines frisch besetzten Minentrichters zur Verteidigung.

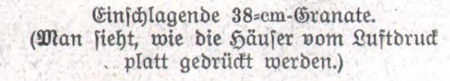


Der Zug der bei Ripont gefangenen Franzosen.

französischen Jesuiten gegründete medizinische Fakultät in Beirut. Sie zog im Frühjahr 1913 in ein neues, größeres Haus und erhielt ein Krankenhaus, dessen Kosten durch eine Nationalspende in Frankreich aufgebracht worden waren. Im Jahre 1911 schickte die sehr rührige Universität Lyon einen Hochschulausschuß zu Werbezwecken (Commission d'extension universitaire) nach der Türkei, der, mit Flugschriften, Bildern usw. reich versehen, sämtliche höheren türkischen Schulen bereiste, in der Absicht, „den Strom der nach dem Auslande gehenden osmanischen Studenten abzulenken und nach Frankreich zu kanalisieren". Die jungen Leute, die später in den meisten Fällen einflußreiche Stellungen bekleiden würden, sollten möglichst dauernd in den Kreis französischer Gedanken hineingezogen und für Frankreich gewonnen werden. Zu diesem Zweck war ein dreijähriger Aufenthalt in Frankreich vorgesehen, der mit einer Prüfung abzuschließen wäre. Alle französischen Konsulate und Banken in der Türkei verpflichteten sich zum Aushang und zur Verteilung der Bilder, Aufrufe, Werbeschriften. Ende 1912 begab sich ein zweiter Ausschuß nach Beirut, um zu untersuchen, ob sich noch weitere Schulen gründen ließen. Auf die Berichte hin wurde die Gründung einer juristischen Fakultät und einer Technikerschule beschlossen, doch dürfte der Krieg die Ausführung verhindert haben.

In neuerer Zeit haben die französischen Universitäten einen immer stärkeren Drang verspürt, für die Verbreitung französischer Sprache, Literatur und Wissenschaft zu sorgen. In Ländern, in denen ihnen die Ausbreitung französischer Bildung Erfolg zu versprechen schien, betrieben sie die Entstehung von Schwesteranstalten, deren Schutz und finanzielle Leitung sie übernahmen. So entstanden: die juristische Fakultät in Kairo, die „Französischen Institute" in St. Petersburg (1911), Florenz, London (1913), Madrid (1913) und schließlich in den Vereinigten Staaten, alle vom französischen Staat unterstützt. Über Zweck und Einrichtung dieser Anstalten unterrichten uns z. B. die Reden, die bei Eröffnung des „Französischen Instituts" in Madrid zu Pfingsten 1913 von Vertretern der französischen Regierung und Professoren der Universitäten Bordeaux und Toulouse gehalten worden sind. Das Gebäude, das damals eingeweiht wurde, war neben der französischen Schule errichtet worden, dem Eigentum der „Französischen Gesellschaft für Wohltätigkeit und Unterricht in Madrid". Die Anstalt sollte den Mittelpunkt für die unentgeltlichen Vorträge und Unterrichtskurse bilden, die, von den französischen Studentenvereinigungen ins Leben gerufen, die Spanier mit französischer Sprache, Literatur, Geschichte und Kunst bekannt machen sollten. „Wir möchten", heißt es in einer dieser Reden, „unseren spanischen Freunden ein treues Bild der geistigen Strömungen geben, die in unseren wissenschaftlichen Kreisen die Gemüter erregen. Unser Ehrgeiz wird sich künftighin darauf erstrecken, in dieser Anstalt, die eine Universität im kleinen sein soll, jedes Jahr die hauptsächlichsten Ergebnisse französischer Arbeit anzugeben." Am Schlusse dieses offenen Bekenntnisses, im Ausland Anhänger für französische Kultur werben zu wollen, fehlt auch nicht der Hinweis auf den reinpolitischen Nebenzweck solcher Gründungen: „Es soll auch ein Werk guter Franzosen sein. Die gemeinsame Arbeit beider Völker verträgt sich nicht mit internationaler Zwietracht, und wir hoffen zuversichtlich, der Tätigkeit der Diplomaten nicht im Wege zu sein, wenn wir nach unseren Kräften an der Erhaltung der lateinischen Bruderschaft arbeiten." Wer sich dabei erinnert, daß es in den Jahren der Marokkokrisis nicht an Reibungen zwischen beiden Mächten gefehlt hat, weil Spanien, von England heimlich unterstützt, bei der Abgrenzung der Interessengebiete Schwierigkeiten machte, wird solche Verbrüderungsversuche in ihrem vollen Wert zu würdigen wissen.

Die kapitalistische und sprachliche Ausbreitung des Franzosentums ist nur die Fortsetzung seiner imperialistischen Politik mit anderen Mitteln. Wie geschickt es der Franzose verstanden hat, auf dem Wege kultureller Kolonisation politische Ziele zu erreichen, dafür ist Belgien ein lehrreiches Beispiel geworden. Belgien war vor dem Kriege von französischen Sprach- und Schulvereinen, so besonders von der weitverzweigten „Alliance Française", überschwemmt. Mit größtem Nachdruck haben sie, deren oberste Leitung immer in Paris war, in dem innerpolitischen Sprachenstreit zwischen Flamen und Wallonen Partei ergriffen. — Wir bekommen zur Genüge zu hören, daß England unser erbittertster und gefährlichster Feind ist. Aber wir dürfen Frankreich nicht deshalb unterschätzen, weil es wirtschaftlich kein lebensgefährlicher Gegner ist. Englands kaufmännischen Geist und Konkurrenzneid ersetzt es durch den Ausdehnungstrieb seines Kapitals und den Kampfgeist seiner Sprache. Auch mit diesen beiden Waffen hat es den Krieg vorbereitet und geführt.



Einschlagende 38-cm-Granate.
(Man sieht, wie die Häuser vom Luftdruck platt gedrückt werden.)



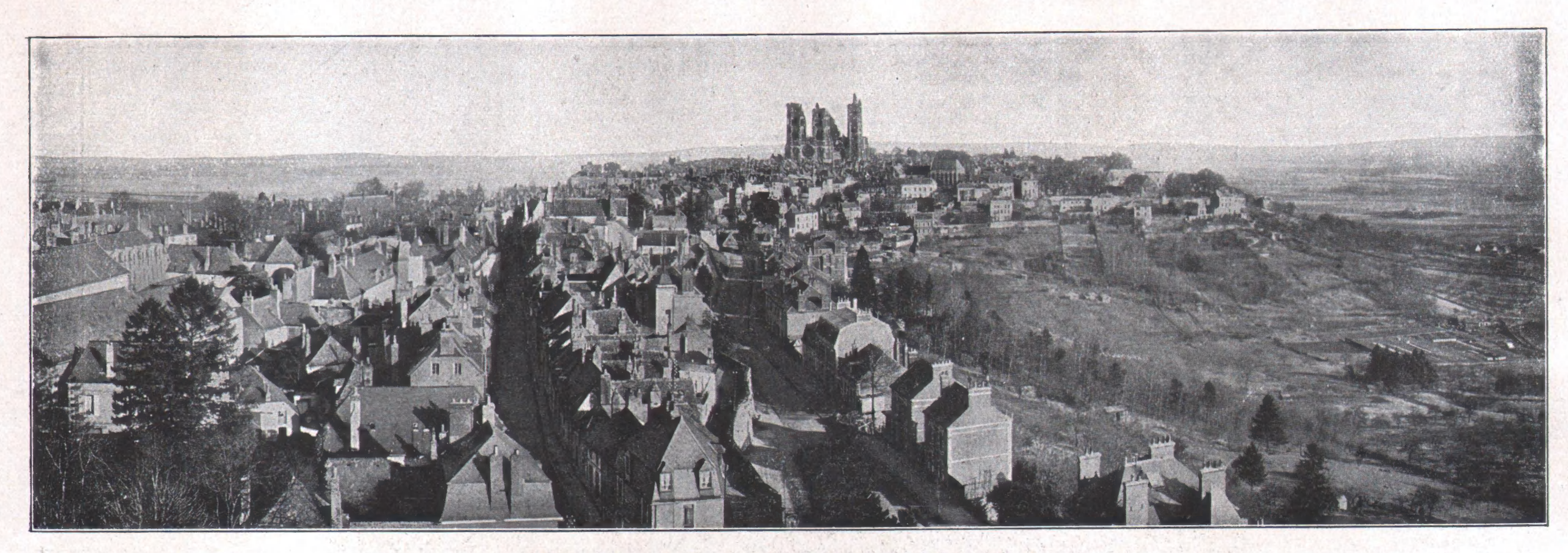
Sturmtrupp beim unmittelbaren Besetzen eines durch Sprengung entstandenen Minentrichters.

Zu unseren jüngsten Erfolgen in der Champagne.



Von den Kämpfen einer Reservedivision an der Somme: Patrouillenunternehmen der Sturmkompagnie; Säuberung eines von den Engländern besetzten Grabenstückes.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost

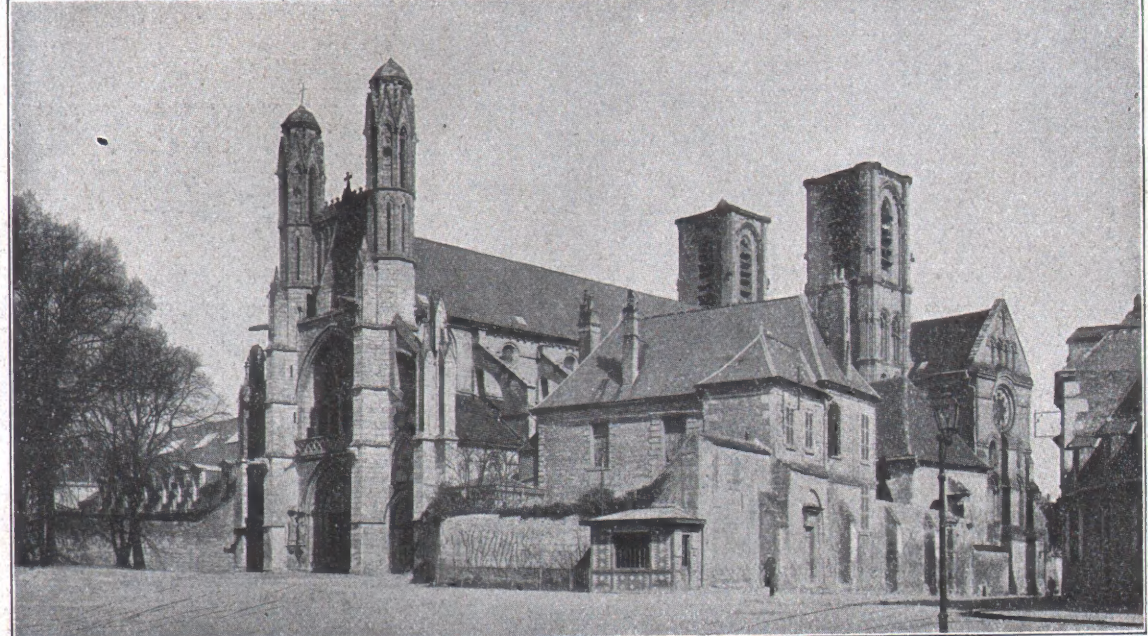


Blick auf Laon von Osten aus. Auf der Höhe die Kathedrale.

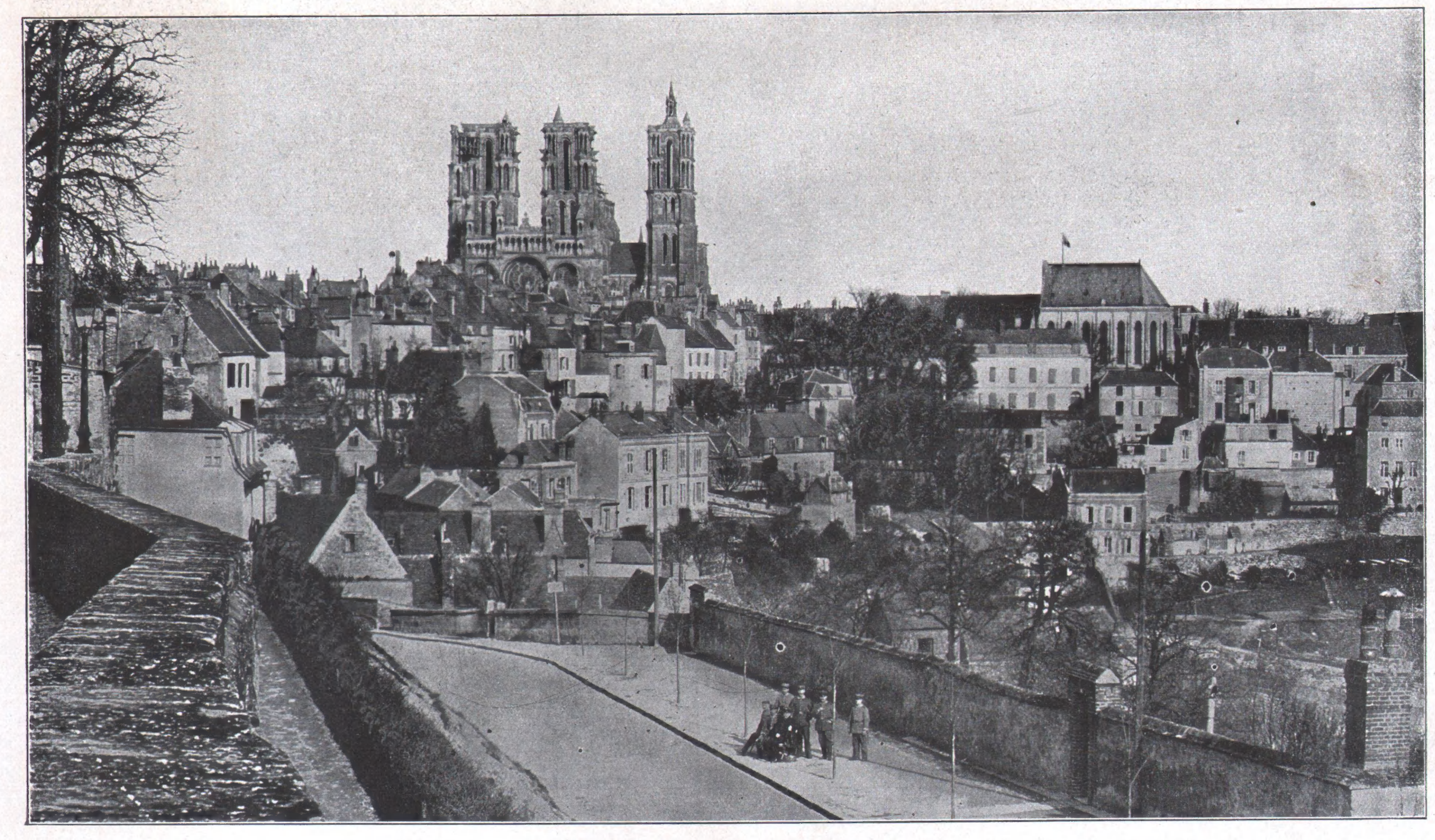
Laon. / Von Johannes Reichelt.

Wie eine Fata Morgana stieg Laon aus der Ebene . . . Ich kam von der Front, wo die Luft überall voll von dem Getöse der Schlacht ist, wo der Tod jeden Augenblick nach Opfern späht . . . Ein blutroter Feuerball, der über der Somme sich neigte, gesättigt in Rot, als ob er das vergossene Blut auf Erden in sich aufgesogen, stand über der Märchenstadt und vergoldete Zinnen und Türme. Wie Spielzeug lagerten die Häuser am Berge. Und die gewaltigen Türme der uralten, hohen Kathedrale, die Wahrzeichen der Stadt Laon, die den Bergrücken krönen, die die blutrauchende Geschichte vergangener Jahrhunderte erlebten, überlebten, ragten in den Himmel hinein . . ., in die aufsteigende Nacht, in den kommenden Tag . . . Ein Bild ehrwürdiger Größe, ein Bild der Ruhe, der Sehnsucht . . .

Die Zahnradbahn führte mich damals zur oberen Stadt hinauf. Deutsche Soldaten bedienen sie. Ein buntes Gemisch von Truppen ist eingestiegen. Steil steigt die Bahn hinauf, keuchend, knarrend, sie überkreuzt mehrmals die vielgewundene Straße, auf der ein Lastauto fauchend sich emporquält. Ich blicke über die weite Ebene, in die oft der Lärm des Krieges drang, dessen Dörfer gleich Fackeln stürmische Kriegsnächte erleuchteten. Franzosen und Engländer kämpften hier in vergangenen Jahrhunderten. Heute sind die Felder in ihrer unberührten Fruchtbarkeit ein Bild des Friedens, obwohl leis der Kanonendonner von der Front herüberzittert . . . Die Bahn überwindet die letzte Steigung, gleitet an verwilderten Hecken vorüber, ich spüre den Duft von blühendem Flieder und Goldregen; Buchen und Pappeln werfen ihre dunklen Schatten und hüllen alle Vergangenheit in Schweigen, tiefes Schweigen . . . Die Bahn hält auf dem Kommandanturplatz. Vor uns liegen ein reizendes Theater und die Kommandantur. Mitten auf dem Platze stehen ein Musikpavillon und das Denkmal des Marschalls Sérurier, des französischen Feldherrn aus der Napoleonischen Zeit. Er schaut auf das rege Leben, auf das Durcheinander der deutschen Soldaten. Französische Kinder tummeln sich auf dem Platze. Deutsche Militärmusik klingt an mein Ohr. Wo einst französische Artilleristen in ihren roten Hosen und ihrem blauen Käppi den Laoner Einwohnern flotte Weisen spielten, wo einst die Marseillaise das Volk berauschte, klingen jetzt deutsche Weisen . . . .



Die St.-Martins-Kirche. (Romanische Stilart mit Frühgotik, 12. Jahrhundert.)



Ansicht von Laon vom Stadtwall im Westen aus.

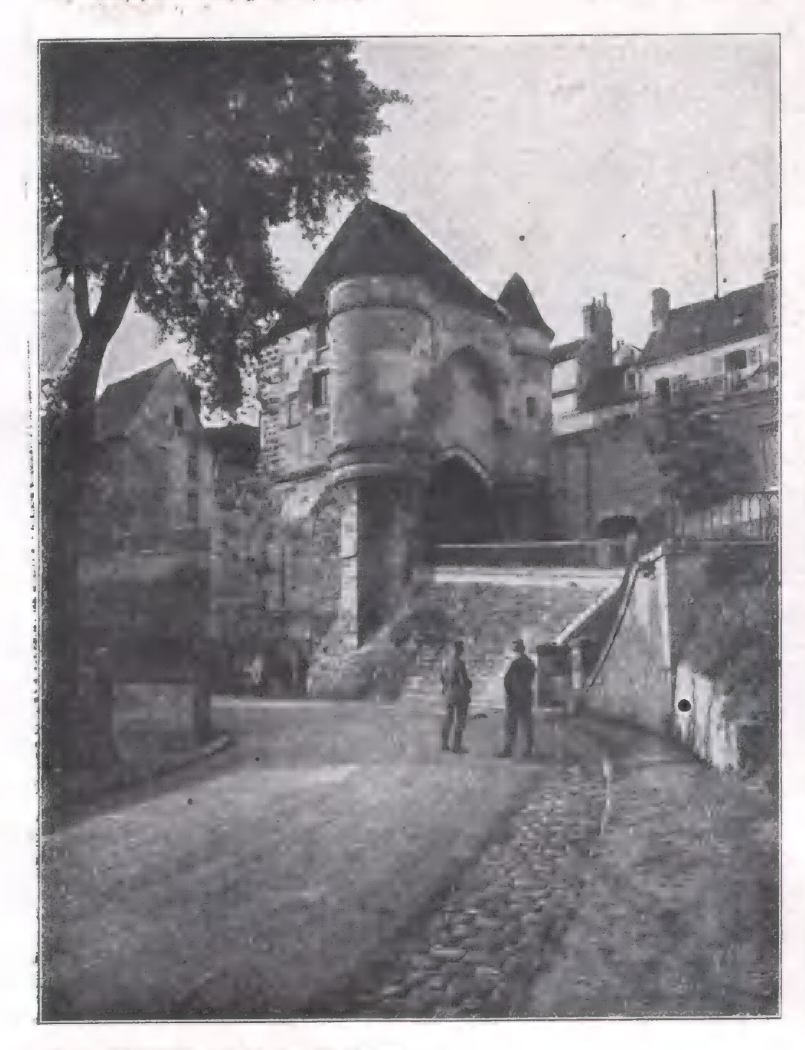
Ich habe während meines längeren Aufenthaltes in Laon die Stadt lieben gelernt, die Stadt versteckter Gärten und Höfe, die Stadt alter Torwege und malerischer Winkel. Wenn sie plaudern könnten! Ich wüßte keine deutsche Stadt zu nennen, die ein ähnliches Gepräge hätte. Immer wieder finde ich neue Schönheiten. Vor meinem Fenster liegt ein zimmergroßes Gärtchen. Ihm ist ein kleiner Hof vorgelagert, in dem eine hundertjährige Akazie und Kastanie ihre Schatten breiten. Oh, diese kleinen Höfe und Gärten, wie sind sie mir ans Herz gewachsen! Die Pforten und Pförtchen, die zerbröckelnden Mauern, über die der Efeu wuchert, die schmalen Kieswege, die zu einem versteckten Winkel, zu einer Hecke mit einer verwitterten Steinbank führen. Hier läßt sich's träumen. Die anmutigen Geister des Rokokos beginnen zu leben ... Tändelnde Spiele, gepuderte Perücken, flatternde Bänder, verschwiegenes Flüstern ... Wie oft schaute ich in mondhellen Nächten über das Märchenreich!

Jeder, der Laon zum ersten Male besucht, pilgert zunächst zur Kathedrale. Neun Jahrhunderte sah sie kommen und gehen. Ich habe verschiedentlich gelesen, daß



Promenade um die Stadt Laon im Norden; Kathedrale und Bischofspalast.

Welche Bewandtnis es mit dem Denkmal hat, erzählt uns ein französischer Historiker. Der eine Lehrer hatte mit seinen Gesinnungsgenossen deutsche Marketender überfallen, die beiden anderen hatten ihre Mitbürger mit Waffen ausgerüstet und eine schwache, auf das Dorf anmarschierende deutsche Kolonne überfallen. Das war am 8. Oktober 1870. Im Jahre 1899 wurde das Denkmal errichtet, in einer Zeit, da längst besonnene Überlegung das Unrechtmäßige der Gefeierten hätte klarlegen sollen. Franktireurs als Vorbilder französischer Schüler! Das macht uns das Verhalten der aufgehetzten Franzosen verständlich, alles das, was wir an Feindseligkeiten friedlich aussehender Bürger erlebt haben. Endlich kommen wir in das Viertel Les Creuttes, wo heute noch Höhlenbewohner in feuchten Gängen und Höhlen ihr Leben fristen. Der deutsche Soldatenfriedhof befindet sich über den Höhlen der „urmenschlichen" Bewohner. Ich wandere zwischen den Kreuzen der gefallenen Kameraden. Mit künstlerischem Feingeschmack gruppieren sich die einzelnen Ruhestätten um einen gewaltigen Denkstein, um einen riesigen in Sandstein gehauenen



Das Chenizelles-Tor im Stadtkern von Laon.

dann 1814 in neuer Gestalt erstand, die prächtigen steinernen Umwallungen mit den Anlagen und ehrwürdigen Bäumen.

Einige Tore muß man besonders hervorheben. Es sind alte Stadttore vergangener Jahrhunderte, die in die steinernen Umwallungen Einlaß gaben. Das reizvollste Tor ist La porte des Chenizelles. Es ist gleichsam in die alten Häuser mit ihren riesigen Quadern und spärlichen Fenstern eingebaut. Man sieht noch, wie die Zugbrücke angebracht war. Massig wirkt das „Königliche Tor", La porte d'Ardon, durch das die Straße nach dem Schlosse führt. Sie kommt in vielen Serpentinen von dem Dörflein Ardon herauf. Das trotzigste Tor ist das verwitterte Soissonstor, das einen besonderen Reiz durch die grünen Laubkronen seiner Umgebung erhält.

So gibt es noch manches Plätzchen, das dem stillen Betrachter versteckte Schönheiten finden läßt. Wir wandern vom Kommandanturplatz durch die Hauptstraße, an der alten Klosterkirche St. Martin vorüber, zur Lehrerbildungsanstalt. Vor der großen Freitreppe steht ein stimmungsvolles Denkmal, das Monument des trois instituteurs, im Mund der Deutschen das Franktireurdenkmal genannt.



Das Tor von Ardon in Laon.

Kenner sie der berühmten Kathedrale von Paris und Reims vorziehen. Obwohl ich sie täglich sehe, erscheint sie mir immer wieder in neuer Schönheit. Und wenn ich durch mein Fenster über das Häusermeer hinweg zu den gewaltigen, wundervoll gegliederten Türmen blicke, wenn die jagenden Wolken sich an ihnen brechen und die Dohlen sie kreischend umfliegen, wenn die Abendsonne in ihrem goldenen Glanze auf den verwitterten, oft moosgrünen Sandsteinquadern spielt, die gewaltigen Pfeiler, riesigen Rundfenster, die Altane, Zinnen und Galerien aufleuchten läßt, wenn die Glocken aus der Höhe ihren Ruf weit hinaus in das fruchtbare Land „Laonnois" erschallen lassen: immer wieder finde ich neue Stimmungen bei dem Wahrzeichen der Stadt Laon, alte Reize erstrahlen in neuer Kraft. Und herrlich gruppieren sich die alten Häuser mit ihren Giebeln und die krummen Gäßchen in das Gesamtbild, der alte Bischofspalast, der einst Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine gastliche Stätte war, die wuchtige Zitadelle, die trotz der Feuerschlünde bis ins neunzehnte Jahrhundert sich fast unberührt erhielt, bis sie



Eingang zum Deutschen Soldatenfriedhof in Laon.

Löwen. Eine schlichte Freitreppe, von mächtigen Sandsteinquadern umrahmt, führt uns zurück auf die Straße. Zwischen zwei mehrhundertjährigen Bäumen hat man hier einen wundervollen Ausblick auf Laon und die gesegnete Talmulde, vielleicht den schönsten. Und sieht man etwas seitwärts, so liegt die weite seelenvolle Landschaft des Laonnois vor uns. Dörflein und Städte liegen wie Kinderspielzeug anmutig in der Landschaft. Ihre Dächer leuchten im Sonnenschein. Und hinter dem letzten sanft ansteigenden Bergrücken, den dunkle Wälder krönen, liegt die Front, wo zwei Völker sich bekämpfen, die in ihrer Vaterlandsliebe, in ihrem Fühlen und ihrem Drange nach Schönheit, in ihrem ganzen inneren Wesen sich nicht fremd sind, die auf eine stolze Höhe ihrer Kultur blicken ...

Nicht jedem öffnet die Stadt ihre Seele. Die Schönheiten ganzer Zeitläufte sind in den Rahmen eines Stadtbildes gefügt und haften nicht nur am Äußeren. Auf das Klingen und Weben, Raunen und Flüstern vergangener Tage muß man lauschen, um die Schönheit dieses Juwels Nordfrankreichs zu erfassen.

Kriegsgeologie.

Von Rudolf Hundt, als Kriegsgeologe im Felde.

Der Krieg hat zur Durchführung seines Zieles vielen Zweigen der Wissenschaft Arbeiten zur Erledigung aufgegeben. Eine verhältnismäßige junge Wissenschaft, die Geologie, von deren Arbeitsgebiet und deren Methoden im Frieden selbst unter gebildeten Laien eine auffällige Unklarheit herrschte, hat dem Krieg bis jetzt sehr schätzenswerte Dienste geleistet.

Solange die Kriege Bewegungskriege waren, mit offenen Feldschlachten, konnte man die Mitarbeit der Geologie entbehren. Aber mit dem Stellungskriege, dem Kriege der Gräben gegen Gräben, „dem Kriege unter der Erde“, konnte man nicht weiter die Dienste der geologischen Wissenschaft, die gerade in den Jahren vor Ausbruch des Krieges zu beachtenswerten Ergebnissen geführt hatte, missen.

Der jetzige Major Kranz ist der unermüdliche Vorkämpfer der Anwendung geologischer Forschungsergebnisse für den Stellungskrieg. Geheimrat Salomon, L. van Werveke als Fachgeologen traten diesen Anschauungen vollständig bei. Und nun finden wir in diesem Kriege schon seit geraumer Zeit bei den einzelnen Vermessungsabteilungen Geologen tätig.

Ihre Arbeiten dort sind nun sehr verschiedenartig. Meistens sind die Geologen an den Fronten tätig. Hier sind sie ebenso nötig wie Ärzte, Apotheker und Hygieniker. Doch auch in der Etappe gibt es genug Aufgaben für sie zur Erledigung.

Von rein wissenschaftlichen Aufgaben ist nur eine zu nennen. Das ist die allgemeine geologische Erschließung des Gebietes. Diese Aufgabe ist aber bei weitem die unwichtigste, die ihre Lösung vor allem nur beiläufig in der Erfüllung der anderen Arbeiten findet. Man sammelt interessante und wichtige seltene Versteinerungen, führt Bohrregister, sammelt Bohrproben, photographiert seltene geologische Aufschlüsse, die von den verschiedenen Erdarbeiten des Stellungskrieges geschaffen wurden, man erarbeitet sich durch Festhaltung geologischer Beobachtungen auf der Karte einfache geologische Karten, die als reine militärische Materialkarten zu werten sind. Der östliche Kriegsschauplatz kannte vorher keine geologischen Karten, wie sie Frankreich und Belgien besaßen. Darum hat der Osten keine Unterlagen für den Kriegsgeologen bereit, während für den Westen L. van Werveke eine genaue geologische Kartierung auf Meßtischblättern — die alte geschah auf Karten im Maßstab 1 : 40000 — fordert. Der Westen, der Balkankriegsschauplatz ist für die Tätigkeit eines Kriegsgeologen ein dankbareres Tätigkeitsfeld als der Osten, wo man in ziemlichen, sehr wechselnden Mächtigkeiten fast nur Diluvialschichten vor sich hat.

Neben dieser beiläufigen geologischen Erschließung der Gebiete, kommen in erster Linie die Wasserfragen in Betracht, die in den verschiedensten Formen an den Kriegsgeologen herantreten. Da muß Trinkwasser für Mensch und Tier herbeigeschafft werden. Über das Woher entscheidet der Geologe, über die Qualität des Wassers der Hygieniker. Brunnenbohrungen, Ausbau alter Schachtbrunnen führen in dieser Angelegenheit zum Ziel. Lazarette für Menschen und Pferde, Küchen, einzelne Quartiere und Batterien müssen mit Wasser versorgt werden. Geologische Gutachten werden nötig, wenn Quellschutzgebiete festgelegt werden sollen.

Der „Krieg“ unter der Erde“ erfordert geradezu die Mitarbeit der Geologie. Die Gräben, Stollen, Unterstände, Tunnelbauten, Minenstollen, Horchpostenanlagen, größere Bodenbewegungen bei Anlage von Schießständen, Klein- und Förderbahnen werden leichter und zweckmäßiger ausgeführt, wenn vorher der Rat des Kriegsgeologen angehört wird. Da gilt es, bei unterirdischen Anlagen wasserfreie Schichten zu wählen, oder wenn bei der Anlage aus taktischen Gründen auf keine Schwierigkeiten



Die Mannschaft eines versenkten englischen Schiffes wird an Bord genommen.



Die zahlreichen Gefangenen an Deck der „Möwe“.



Die Mannschaft an Deck der „Möwe“ mit einigen ihrer erbeuteten Pfleglinge



Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien bei einer Ansprache an seine tapferen Leute nach der Ankunft im Heimatshafen.

Zu der glücklichen Heimkehr des Hilfskreuzers „Möwe“ von seiner zweiten mehrmonatigen Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean.

Das Schiff hat 22 Dampfer und 5 Segler mit 123100 Brutto-Registertonnen, darunter 21 feindliche Dampfer, von denen 8 bewaffnet waren und 5 im Dienste der englischen Admiralität fuhren, und 4 feindliche Segler aufgebracht. An Bord befanden sich 593 Gefangene.



Ein erfolgreicher U-Boot-Kommandant: Kapitänleutnant Hans Walter,

dessen U-Boot das französische Linienschiff „Suffren“ torpedierte, erhielt den Orden pour le mérite.

Rücksicht genommen werden kann, mit Ratschlägen zur leichteren Entwässerung zu dienen. Beim Bau von Unterständen und Stollen kommt es darauf an, die Anlagen im gewachsenen Boden ohne erhebliche Wasserführung bombensicher anzulegen.

Was für die Anlage der Kampfstellung gilt, das hat auch seinen Wert für den Ausbau rückwärtiger Sicherungsstellungen. Kabelgräben, Mastleitungen in einwandfreien Bodenarten sind kleine Arbeitsgebiete für den Kriegsgeologen. Größere Objekte seiner Tätigkeit bieten Anlagen für Flugplätze, Sockelflächen für schwere Geschütze, Anlage trockener Munitionslager. Wo natürliche oder künstlich geschaffene Höhlen, alte Steinbruchsanlagen dazu dienen können, der kämpfenden Truppe bombensichere Unterstände darzubieten, hat dies der Kriegsgeologe zu begutachten, wie weit das geschehen kann. Friedhofsanlagen, Baugrunduntersuchungen erfordern ebenfalls seinen Rat.

Es ist eine üble Tatsache, daß mit dem Grabenkrieg der Heere für den Geologen zu gleicher Zeit an vielen Stellen der Front ein Kampf mit allzu vielem Wasser beginnen muß. Die Schützengräben, Stollen und Unterstände dürfen nicht ständig mit Wasser erfüllt sein, wenn die Gesundheit der darin Wohnenden nicht beeinträchtigt werden soll. Meist ist es ein Kampf gegen Oberflächenwasser, Sickerwasser von oben oder seitwärts, das an der Ostfront beim Beginn des Tauwetters große Schwierigkeiten verursacht. Rußlands Sümpfe, die Reste diluvialer Urstromtäler und Seen, bedecken zu dieser Zeit alles mit einer Wasserfläche auf lange Zeit hin. So muß schon von vornherein für Entwässerung solcher gefährdeten Stellungsbauten gesorgt werden. Bei der Anlage von Straßen und Wegen in solchen Überschwemmungsgebieten arbeitet der Kriegsgeologe mit dem Pionier Hand in Hand.

Ein weiteres dankenswertes Arbeitsgebiet wird dem Kriegsgeologen in der Beschaffung von Rohmaterialien geboten. Er muß geeignete Lagerstätten von Bausteinen, Kies und Sand zur Betonbearbeitung, Pflastermaterial ausfindig machen, damit möglichst alles erforderliche Material im Feindesland in der Nähe des Verbrauchsgebietes gefunden und dadurch die heimatlichen Eisenbahnen entlastet und Arbeit und Kraft gespart werden. Bei der ungeheuren Länge der Front, die sich über die geologisch verschiedensten Gebiete erstreckt, ist immer hier und da Mangel an irgendwelchem Material, das die bequeme Nähe liefern muß.

Krieg und Geologie ergänzen sich im gegenseitigen Geben und Nehmen so, daß die Geologie ihre Ergebnisse dem Krieg schenkt, der ihr mit seinen Stellungsbauten eine Menge neuer Aufschlüsse zu neuen Beobachtungen darbietet.



Ein deutscher Seeheld: Oberleutnant zur See d. Res. Carl Christiansen,

dem es im Frühjahr 1915 glückte, sein Schiff durch die Kette der englischen Schiffe in der Nordsee und im Atlantischen Ozean sowie an der afrikanischen Küste hindurchzubringen und die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika mit Kriegsmaterial zu versehen.

Bewußt machte 1871 die Geologie beim Frieden im Deutsch-Französischen Kriege ihren Einfluß geltend, als die genaue Umgrenzung der Minettevorkommen in Lothringen von nicht geringer Bedeutung für die Grenzfestlegung wurde.

Unsere Marine im Weltkrieg: Eine Fischerflottille wird durch die Minensperre gelotst.

Nach einem Aquarell des gegenwärtig im Marinedienst stehenden Marinemalers R. Schmidt-Hamburg.



Von den Kämpfen bei Riga: Hauptmann d. Res. Geßner wirft die vierte Kompagnie eines ostpreußischen Reserve-Infanterieregiments in den Kampf, wobei über 400 Gefangene in unsere Hände fielen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Unteroffizier Leo Heeger

DER TEUFELSACKER.

ERZÄHLUNG VON PAUL ERNST.

Bei dem Dorfe N. befand sich ein großes Stück Unland von etwa dreißig bis vierzig Morgen, das man den Teufelsacker nannte. Man erzählte, daß der Teufel hier einmal vorbeigezogen sei und seinen Schuh ausgeschüttelt habe. Die ganze Fläche war mit großen und kleinen Steinen der verschiedensten Art und Form bedeckt, zwischen denen Weißdorn, Schlehen und Hundsrosen ihre stachligen Zweige und Ranken verstrickten, so daß man kaum zwei oder drei Schritte tief in das Gewirr eindringen konnte. Unzählige Vögel nisteten hier, die im Frühling und Sommer des Morgens weithin die Luft mit ihrem Rufen, Singen und Pfeifen erfüllten. Ungefähr in der Mitte des fast runden Bezirkes befand sich ein kleiner See, das Teufelsloch; es wurde erzählt, daß ihn der Teufel getreten, als er auf seinem Huf stand, indes er von dem Fuß den Schuh abzog.

Das gänzlich wertlose Stück Feld hatte einem Bauern gehört, dessen Hof dicht am Rande der Steinhalden lag. Der Mann war liederlich gewesen, Frau und Kinder waren ihm in auffälliger Weise gestorben. Eines Nachts brach Feuer auf seinem Hof aus. Der Knecht und die Magd retteten sich und schafften das Vieh ins Freie; an den Bauern, der betrunken an seinem Bett gelegen, hatte keines gedacht. Ehe vom entfernten Dorf Hilfe kommen konnte, waren die strohgedeckten Gebäude ausgebrannt; von dem Bauern fand man noch einige üble Reste in dem schwelenden Schutt. Das Gericht nahm die Verlassenschaft in die Hände; Gläubiger meldeten sich; der Erbe, ein reicher Bauer, der Besitzer des Sternhofes, erklärte auf den Rat des Rechtsanwalts, er nähme die Erbschaft nur an, wenn die Schulden den Besitz nicht überstiegen. So wurde damals der Hof versteigert. Die guten Äcker, das gerettete Vieh, was sonst von Wert war, wurde von Männern erstanden, die das einzelne verwerten konnten; es blieben nur noch der Teufelsacker und die ausgebrannten Mauern der Häuser zurück.

Bei dem Sternbauern diente ein damals fünfzehnjähriger Junge, dessen Eltern, zugewanderte Leute, vor Jahren gestorben waren. Der Sternbauer war ihm als Vormund gesetzt, hatte ihn aufgenommen und zu allerhand geringen Arbeiten verwendet und verwaltete sein kleines Vermögen, das fünfzig Taler betrug. Der Junge, er hieß Hans, hatte einmal zwei gelehrte Herren, die im Dorf gewesen, auf ihren Wanderungen begleitet; die beiden sprachen viel über den Teufelsacker, und er hatte so viel von ihnen verstanden, daß die Steine nicht aus dem Boden wuchsen, sondern obenauf lagen. Seitdem war er oft um den Acker herumgestrichen, hatte Steine gewälzt, Dornen mit seinem Taschenmesser abgeschnitten und sich in die Wüstenei hineingearbeitet, soweit er konnte. Nun war er bei der Versteigerung zugegen: mit glänzenden Augen und offenem Mund hatte er den ganzen Handel verfolgt; als am Schluß der Steinacker und die Trümmer des Hofes ausgeboten wurden und alle lachten und Witze rissen, zupfte er den Sternbauern am Ärmel und bat ihn, beides für ihn zu ersteigern für seine fünfzig Taler. Der Sternbauer schüttelte ihn unwillig ab, aber der Junge bat weiter, mit Tränen in der Stimme. Die anderen Bauern redeten ihm lachend zu, ihm falle doch das Geld zu, wenn der Junge durchaus wolle, möge er ihm die Liebe antun. Der Sternbauer sagte, das Vormundschaftsgericht werde ihm auf den Hals kommen; die anderen erwiderten, fünfzig Taler sei das Anwesen schließlich immer wert, und so bot er denn endlich, seiner Habsucht folgend, für den Jungen und erhielt den Zuschlag für ihn.

Alle reckten die Hälse nach Hans, der mit rotem Gesicht und niedergeschlagenen Augen dasaß und nichts zu sagen wagte. Einer rief, er werde wohl Steine ziehen wollen auf dem Teufelsacker, denn die kämen dort am besten; ein anderer sagte, Hans sei ein ganz Schlauer, der verpachte den Acker für teures Geld an die Stadtleute, damit sie sich den Vogelsang anhörten; ein dritter spottete, Hans habe ein Geheimnis, aus den Schlehen Wein zu keltern, und so wurde viel geredet, indes die Redlicheren im stillen dem Sternbauern unrecht gaben, daß er die Unerfahrenheit des Jungen ausgenutzt hatte, für den er doch nach Recht und Gewissen sorgen sollte.

Nach der Versteigerung lief Hans zu seinem Acker und umstrich ihn mit verlangenden Blicken. Es war gegen Sonnenuntergang, und hier und da saß ein Vogel auf einem Dornzweig und sang ein Abendlied, ein Fink oder Hänfling oder auch ein Stieglitz. Er prüfte den Wind, dann häufte er an der richtigen Seite trockenes Reisig, Stengel und Grasbüschel und steckte die in Brand. Die Dornen waren ja grün, aber das Feuer griff dennoch weiter, alles Trockene flammte auf, das übrige schwelte langsam. Die erschrockenen Vögel erhoben sich schreiend in die Lüfte, viele kreisten über der Stelle, wo ihr Nest sein mochte. Der Rauch legte sich beißend auf den Acker, schon standen schwarze Stöcke, Asche lag auf der Erde, es glimmte, flammte auf. Leute aus dem Dorf kamen, schimpften auf den Jungen; er zeigte auf die Felder, die schon abgeerntet waren. Nun fragten die Leute neugierig, was er denn mit dem Acker machen wolle: er steckte die Hände in die Hosentaschen und schwieg.

Auf dem Sternhof lebte ein entfernter Verwandter des Bauern, der um Gottes willen durchgefüttert wurde. Er war blödsinnig und konnte zu keiner Arbeit benutzt werden. Hans hatte sich mit ihm bekannt gemacht; an den Feierabenden zog er jetzt mit einer Radeberre zu seinem Acker, der Blödsinnige folgte ihm mit einem kleinen vierrädrigen Handwagen.

Gleich am See hatte sich Hans eine Stelle ausgesucht, wo er mit dem andern begann, die Steine abzulesen, in Karren und Wagen zu werfen und dann in den See zu schütten. Der Boden war oft nur mit einigen flachgewaschenen Kieseln bedeckt, zwischen denen die schwarzen Stöcke der verbrannten Dornen vorwuchsen; zuweilen lagen flache Haufen, sehr selten auch größere Blöcke, welche die beiden mit dem Hebebaum in den See wälzen mußten; einige der Steine waren an einer Seite wie geschliffen.

Die Arbeit ging merkwürdig rasch vorwärts. Der Sternbauer kam an einem Abend, sah sich alles an und sagte dann mit verbissenem Ärger zu Hans, er müsse nicht glauben, daß nun alles gut sei, die Steine wüchsen nach, und wenn erst gepflügt würde, dann kämen wieder ebenso viele zum Vorschein, wie er jetzt abgelesen habe. Hans erwiderte, das wisse er wohl; aber wenn immer nach dem Pflügen abgesammelt werde, so glaube er, daß die Steine in ein paar Jahren verschwunden seien, weil sie nicht, wie der Bauer glaube, aus dem Grunde kämen, sondern vor langen Jahren durch die Natur hierher gebracht seien. Der Bauer lachte, aber Hans zeigte ihm, daß die Steine nicht von einer Art waren, sondern daß da Kalkstein, Granit, Sandstein und manches andere durcheinanderlag. Hierauf schalt der Bauer mit dem Verwandten; für ihn selber, der ihn füttere, könne er nicht einmal die Gänse hüten, aber für den hergelaufenen Bengel, der nichts habe und nichts sei, tue er die schwerste Arbeit. Der Blödsinnige drehte seine Mütze in den Händen und sah auf den Boden, der Bauer ging ärgerlich ab; als er außer Hörweite war und der Blödsinnige noch immer verlegen und untätig dastand, sagte Hans: „Wer gibt dir immer für einen Sechser Schnaps, ich oder der Bauer?“ Fröhlich lachend ergriff der andere seine Deichsel und zog trabend den Wagen zum See.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahre und Jahrzehnte vergingen. Hans hatte das gereinigte Stück verpachtet, hatte klug allerhand Dienste bei der Verpachtung ausgemacht, durch die ihm das weitere Reinigen des Ackers erleichtert wurde. Eine Reihe von Jahren hatte er weiter Knecht gespielt und alles Geld, das er von seinem Herrn bekam, gleichfalls in das Land gesteckt. Jede freie Stunde hatte er auf ihm gearbeitet, dann hatte er die Ruinen des Hofes in Stand gesetzt, so gut es ging, hatte in nicht allzu jungen Jahren ein fleißiges und gesundes Mädchen geheiratet, die einige hundert Taler besaß, war auf den Hof gezogen und hatte selber gewirtschaftet. Und nun war endlich der ganze Grund gesäubert, er hatte den besten Weizenboden in der Gemarkung, einen Stall voll Kühe, ein Gespann Pferde; und wenn er auch natürlich sich nicht mit einem Mann vergleichen konnte, wie der Sternbauer war, so galt er doch immerhin etwas, er wurde nach seinem Acker der Teufelsbauer genannt.

Er hatte einen Sohn, kein weiteres Kind. Dieser Sohn hatte schon auf der Dorfschule Zeichen einer großen Begabung von sich gegeben, daß Lehrer und Pastor gesagt hatten, es sei schade, daß er nicht studieren könne. Der Vater hatte mit dem Pastor gesprochen, ihm besonderen Unterricht geben lassen und ihn dann später in die Stadt auf das Gymnasium geschickt. Der Junge hatte seine Prüfung sehr gut bestanden, und dann hatte er die Universität bezogen.

Der alte Sternbauer war längst gestorben; sein Sohn, welcher gleichaltrig mit dem Teufelsbauern war, hatte den Hof geerbt. Der Teufelsbauer war zu ihm gegangen, hatte von seinen Plänen mit seinem Sohn erzählt und von ihm eine Hypothek auf seinen Hof bekommen. Der Sohn war fleißig und ordentlich auf der Universität; er kam immer in



Der Krieg gegen Rumänien: Auf e

Nach einer Zeichnung des nach dem rumänischen Kriegsschauplatz ent



einer Durchgangsstation in Siebenbürgen.

tsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.

den Ferien nach Hause und ging in schwarzem Rock, mit blassem Gesicht, Brille und eingefallenen Wangen im Hof umher; die Mutter zog ihn heimlich in die Milchkammer, schlug ein paar Eier in einen Topf und gab ihm das, indem sie sagte: „Trinke, das gibt dir Kräfte bei deinem Studieren." Die Universitätsjahre vergingen, der Sohn bestand seine Prüfungen wieder sehr gut, und als er nach Hause kam, da erzählte er, daß sein Professor ihm gesagt habe, es sei schade, daß er sich nicht habilitieren könne. Er mußte seinem Vater erklären, was das bedeutet, mußte ihm zeigen, daß der Professor so hoch über dem Pastor steht wie der Pastor über dem Bauern. Dann reisten die beiden in die Universitätstadt, der Alte fragte dort den Professor aus, den Wirt seines Sohnes, den Bürgermeister; nachdem sie zurückgekehrt waren, ging er nochmals zum Sternbauern. Der schonte ihn nicht und warf ihm seinen Hochmut vor, und daß er mit seinem Jungen immer höher hinaus wolle, und daß der Junge, wenn er erst ein großer Herr sei, seinen Vater nicht mehr ansehen werde, aber endlich gab er ihm die neue Hypothek.

Nun ließ der junge Mensch sich als Dozent nieder, und wenn er schrieb, dann freuten sich die Eltern; er kam nicht mehr auf so lange Zeit in die Ferien, weil er mehr zu arbeiten hatte. Der Pastor sagte dem Teufelsbauern, er könne stolz auf seinen Sohn sein. Wenn er im Dorf war, dann hatten alle Scheu vor ihm, selbst seine alten Spielkameraden. Er war auf der Universität mit dem jungen Grafen bekannt geworden, dem Sohn des Gutsbesitzers, der etwa eine halbe Stunde vom Dorf entfernt wohnte; der junge Herr war auch Privatdozent. Wenn die beiden bei ihren Eltern waren, dann besuchten sie sich; das erste Mal empfing der Teufelsbauer den Freund seines Sohnes selber und sagte, er bitte um Entschuldigung, wenn ihm manches im Hause ungewohnt sei, sein Sohn sei durch seine Tüchtigkeit nun in Lebenskreise getreten, die viel höher seien als die seines Vaters, aber er schäme sich seines Vaters nicht, und er, der Freund, möge nur immer denken, daß er bei ihnen wie zu Hause sei. Später kam dann auch wohl der junge Graf gelegentlich mit seiner Schwester zusammen zu seinem Freunde, und es wurde im Dorf schon erzählt, daß eine Verlobung vorbereitet werde.

Indes nun scheinbar alles so gut ging, stellte es sich heraus, daß der Sohn durch allzu großen Fleiß und zu ärmliches Leben in eine schwere und entkräftende Krankheit gefallen war, die schon lange an ihm gezehrt, ohne daß er es gewußt hatte. Als etwas für ihn getan wurde, da war es zu spät.

Die Eltern reisten in die Universitätstadt und besuchten ihn an seinem Sterbebett. Er gab seinem Vater die Hand und sagte, er habe den Menschen nützlich sein wollen, nun werde er abberufen; der Vater solle tragen, was nicht zu ändern sei, und solle glauben, daß keine gut angewendete Kraft verlorengehe, auch wenn es uns bei unserem begrenzten Blick oft so scheint. Damit gab er dem Vater und der weinenden Mutter die Hand, wendete sein Gesicht ab und starb. Der Vater drückte ihm die Augen zu, dann ging er, um den Sarg zu bestellen; die Mutter blieb an dem Lager sitzen und betete.

Der Freund kam mit seiner Schwester. Die junge Gräfin küßte der alten Bäuerin die schwielige Hand und weinte; der Freund sagte, daß der Tote ein guter und kluger Mann gewesen sei. „Nun ist er doch tot," erwiderte die Mutter, „mir wäre es lieber, er wäre schlecht gewesen und lebte noch." Der Vater kam zurück. Er hatte bestellt, daß der Tote in seine Heimat gebracht werden sollte.

Mit dem Heuwagen holten die Eltern den Sarg von der Bahn ab, dann bahrten sie ihn im Hause auf. Die Mutter konnte nicht an der Beerdigung teilnehmen. „Ich habe kein Mark in den Knochen mehr," sagte sie, „ich habe in meinem Leben zu viel gearbeitet." Sie lag im Bett und weinte über ihrem Gesangbuch, indes der Sarg aus dem Hause getragen wurde. Als der Mann zurückkehrte, fand er sie, das Gesangbuch vor sich, mit gebrochenen Augen, in denen noch die Tränen standen, in ihrem Bette tot liegen.

Wie nun der alte Mann auch die Frau begraben und allein auf seinem Hofe war, da umging er seinen Acker, durchschritt Stall und Scheune, das Haus, den Hof; dann machte er sich auf den schweren Gang zu dem Sternbauern. Der sagte ihm, daß er sich wohl auch einen Überschlag gemacht habe, und daß der Sohn alles verzehrt habe, was der Alte zusammengewühlt, denn das könne man sich ja wohl denken, daß das nicht möglich sei, daß einer als Knecht Schwiegervater einer Gräfin werde. So zeige es sich denn wieder, daß unrechtes Gut nicht gedeihe, denn den Acker hätte sein Vater nicht fortgeben dürfen; den habe er seinen Erben entzogen. Der Teufelsbauer erwiderte, er wolle ihm den Hof für die Hypotheken lassen, aber er könne doch nicht auf seine alten Tage ins Armenhaus gehen, wo er es sich immer habe sauer werden lassen und redlich gearbeitet habe; deshalb müsse er sich einen Auszug bedingen. Der Sternbauer schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und erwiderte, was er gesagt habe, das habe er gesagt; er nähme den Hof für die Hypotheken an, und der andere könne ja denn zu seinem gräflichen Schwäher gehen, der ihm gewiß ein Unterkommen geben werde.

Nun hatte der Teufelsbauer einen Gevatter in der Stadt, einen Fleischermeister, einen redlichen Mann, der wohl etwas heißblütig war, aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Den suchte er auf und trug ihm die Sache vor. Der Fleischer erwiderte, er kenne den Hof gut genug und wisse, daß er die Hypotheken wert sei, und daß der Auszug ihn nicht arm mache; und so kaufte er denn den Hof, und es wurde Wohnung, Korn, Kartoffeln, Milch, Gartenland und anderes für den alten Mann ausgemacht. In den Hof setzte der Fleischer seinen Schwiegersohn, der eben heiraten wollte, der gleichfalls ein guter Mann war. Der Fleischer hatte alles gerichtlich festlegen wollen, aber der Bauer hinderte ihn und sagte, er wolle ihm nicht noch die Kosten machen, er kenne ihn und seinen Schwiegersohn und wisse, daß ihn keiner von ihnen betrügen werde.

So wurde denn alles eingerichtet, er zog in die Giebelstube, wo er sein Bett und einen Kochofen hatte, und das junge Paar wirtschaftete im Hause.

Nun zeigte sich aber der Mann als etwas schwachmütigen und trägen Wesens, die Frau war putzsüchtig, schlief des Morgens lange und bekümmerte sich nicht viel um ihre Wirtschaft; dazu bekam sie jedes Jahr ein Kind und mußte sich pflegen. So ging denn das Anwesen bald zurück. Der Fleischer war kein reicher Mann, der Schwiegersohn hatte auch nur ein paar hundert Taler mitgebracht. Einmal besuchte der Fleischer den Gevatter, weinte zornige Tränen und klagte über seine Kinder. Der alte Bauer schüttelte den Kopf; er hatte ja auch gesehen, was ihm nicht gefiel, und er wußte mehr als der andere, aber er sagte nichts, denn er wollte sich nicht zwischen die Familie stecken. So ging denn das Angefangene seinen Gang weiter, und endlich wurde der Hof öffentlich versteigert.

Der Sternbauer erstand ihn, um seine Hypotheken zu retten.

Der Gevatter ging hinauf ins Auszugsstübchen und sagte zu dem Alten: „Vor dir habe ich ein schlechtes Gewissen, dich habe ich nun um den Auszug betrogen. Um meine Kinder tut es mir nicht leid, die haben, was sie verdienen. Aber das mit dir drückt mich. Der Alte nickte stumpf und lächelte. Die Bieter unten im Hause hatten sich verzogen, nun kam der Sternbauer mit schweren Nägelschuhen die Treppe herauf und trat ein. „Du weißt, daß du vom Hof mußt," sagte er, „ich habe schon Verluste genug durch dich. Der Hof ist nicht mehr, was er war."

„Ja, ich muß vom Hof", erwiderte der Teufelsbauer und nickte still.

Der Fleischer ging, der Sternbauer ging, es wurde Abend. Der Teufelsbauer stieg die Treppe hinunter; in der Küche saß der Knecht, er rechnete in seinem Buch etwas zusammen. „Ja, Bauer, das hast du nun alles selber gebaut, nun darfst du nicht einmal mehr den Fuß auf die Fliesen setzen", sagte er zu ihm. Der Alte blieb stehen, spähte in die Küche und antwortete nicht. „Du kannst doch nicht heute abend hinaus, es gibt ein Gewitter die Nacht", fuhr der Knecht fort, der Alte machte nur eine Handbewegung und ging weiter.

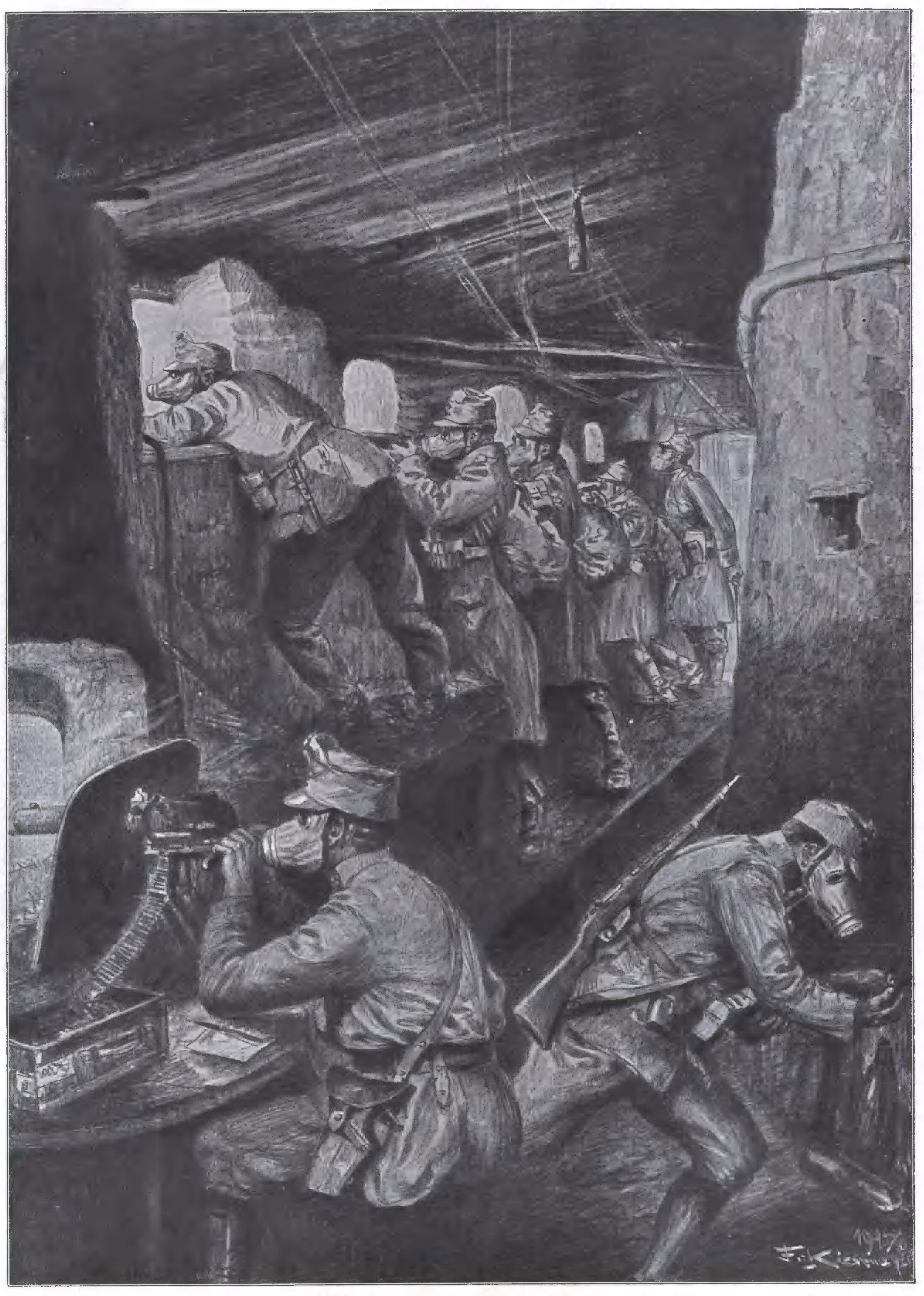
Er ging in den Stall, die Kühe wendeten sich zu ihm. Da waren die Deckenbalken; die hatte er damals heil aus dem Schutt hervorgeholt, der Blödsinnige hatte ihm geholfen, sie zu richten. Die Nägel hatten nichts gekostet. Er hatte dem Schmied erlaubt, seine Ziegen auf dem Acker mitgrasen zu lassen, wo die Steine noch nicht abgelesen waren; das hatte auch noch den Vorteil gehabt, daß die Dornen nicht wieder hochkamen. Die Bretter und die Ziegel, das war die große Ausgabe gewesen.

Er ging zum Sternbauern; er traf ihn in der Küche mit der Bäuerin. „Ja, ich wollte nur fragen, wie es werden soll", sagte er, indem er sich auf die Küchenbank setzte. Die Frau machte sich geräuschvoll am Herd zu schaffen, setzte hart Töpfe und Schüsseln auf, klapperte mit Deckeln. „Es tut mir leid," antwortete der Sternbauer, „aber bei mir bleibt das Geld auch nicht, ich muß es weitergeben." Er wollte den Hof seinem jüngeren Sohn überlassen. „Mein Junge hat seine Last, ehe er wieder alles in Schuß bringt," fuhr er fort, „da kann er keinen unnützen Esser brauchen." Der Teufelsbauer erhob sich, sagte eine Entschuldigung, grüßte und ging. Er hörte, wie die Frau hinter ihm sagte: „Bettelvolk."

Nun suchte er langsam im Dunkeln wieder den Weg zu seinem Hof. Er trat durch das Tor, der Hund an der Kette kam vor seine Hütte, wedelte mit dem Schwanz und sah ihn erwartungsvoll an. Er ging in den Kuhstall; im Hintergrund stand die Leiter, die zum Heuboden führte. Er stieg hinauf, um sich ins Heu zu legen. Über ihm waren die Sparren und Ziegel. Er rechnete aus, wieviel Knechtslohn in dem Dach steckte; er dachte an die Beleidigungen, die er von dem alten Sternbauern hatte anhören müssen, als der gemerkt hatte, was der Acker wert war. Er wollte die Hände falten, aber er konnte nicht. Da drückte ihn etwas in der Tasche. Es war sein Feuerzeug. Er zog es vor, schlug Feuer und steckte den Zunder in das Heu. Wie das Heu brannte, stieg er die Leiter wieder hinunter; dann ging er aus dem Tor, der Hund winselte leise.

Er ging auf dem Weg durch den Acker, mit der Hand streifte er über die Ähren. Hinter ihm stieg der Feuerschein hoch, er sah sich um. Da dachte er an seinen Sohn, und was der gesagt hatte, wie er gestorben war, und er dachte, wie die junge Gräfin seiner Frau die Hand geküßt hatte. Da sprach er laut zu sich: „Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr."

Er nahm sich zusammen und schritt fester, er kam vor das Haus des Amtsvorstehers, trat ein, und als ihm der Amtsvorsteher die Hand zur Begrüßung reichen wollte, da sagte er: „Ich will mich anzeigen, ich habe meinen Hof angesteckt."



Bei unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen: Vorbereitung zum Gasangriff.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Professor Franz Kienmayer.

Das

verfehlte Saloniki-Unternehmen der Entente.

Von General der Infanterie z. D. von der Boeck, Cassel.

Am 6. Oktober 1915 nahm der Feldzug der Mittelmächte und ihres bulgarischen Verbündeten gegen Serbien mit Überschreitung der Donau durch die Armee Mackensen seinen Anfang. Hierdurch wurden die Ententemächte ihrem serbischen Verbündeten gegenüber insofern in eine recht mißliche Lage gebracht, als sie vor die schwierige Frage gestellt waren, ob sie das Dardanellen-Abenteuer aufgeben und Serbien zu Hilfe eilen sollten? Sie wählten einen schwächlichen Mittelweg, indem sie die Operationen auf Gallipoli zunächst fortsetzten, zugleich aber den Serben ihre Unterstützung in Aussicht stellten, die unter den obwaltenden Umständen nur eine ungenügende sein konnte. Als Ausgangspunkt für diese Unterstützung wurde die griechisch-mazedonische Stadt Saloniki gewählt, die mit ihrem geschützten Hafen sowie im Hinblick auf die Balkanpläne der Entente sich vortrefflich hierzu eignete.

Schon in den ersten Oktobertagen waren bei Saloniki englisch-französische Truppen in Stärke von etwa drei Divisionen gelandet worden, die allmählich vermehrt werden sollten. Dieses Heer, das dem französischen General Sarrail unterstellt wurde und später die Bezeichnung „Orientarmee“ erhielt, sollte in Eilmärschen nach Norden vorrücken, um — zusammen mit der serbischen Südgruppe — der hart bedrängten serbischen Nordgruppe Hilfe zu bringen. Diese Absicht konnte jedoch nicht zur Ausführung gelangen, weil die Verstärkungen nur sehr langsam eintrafen und die Marschbereitschaft der Orientarmee bei ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung längere Zeit in Anspruch nahm, als man anfänglich erwartet hatte. Vor allem aber machten die Bulgaren mit ihrem schneidigen Vorstoß einen Strich durch die Rechnung der Entente, indem sie Ende November nach der für sie siegreichen Schlacht von Gjevgjeli-Doiran Mazedonien vom Feinde säuberten und die Stadt Bitolia (Monastir), die ihnen als die geschichtliche Hauptstadt des bulgarischen Mazedoniens gilt, besetzten. Die Orientarmee wurde hiermit in die Verteidigung gedrängt, so daß es schon anfangs Dezember 1915 kaum noch zweifelhaft sein konnte, daß die Serben von ihr Hilfe nicht mehr erwarten durften.



„Das deutsche Haus“, ein modernes Soldatenheim 6 km hinter der Front.

(Das Haus wurde mit einem Kostenaufwand von 40000 ℳ für die deutschen Soldaten an der Ostfront erbaut. Es ist mit Lesesälen und einem Musikzimmer ausgestattet und beherbergt auch ein Kino. Die Inschrift am Giebel ist aus explodierten russischen Geschossen bzw. aus deren Eisenstücken hergestellt.)



Österreichisch-ungarischer Handgranatenwerfer.

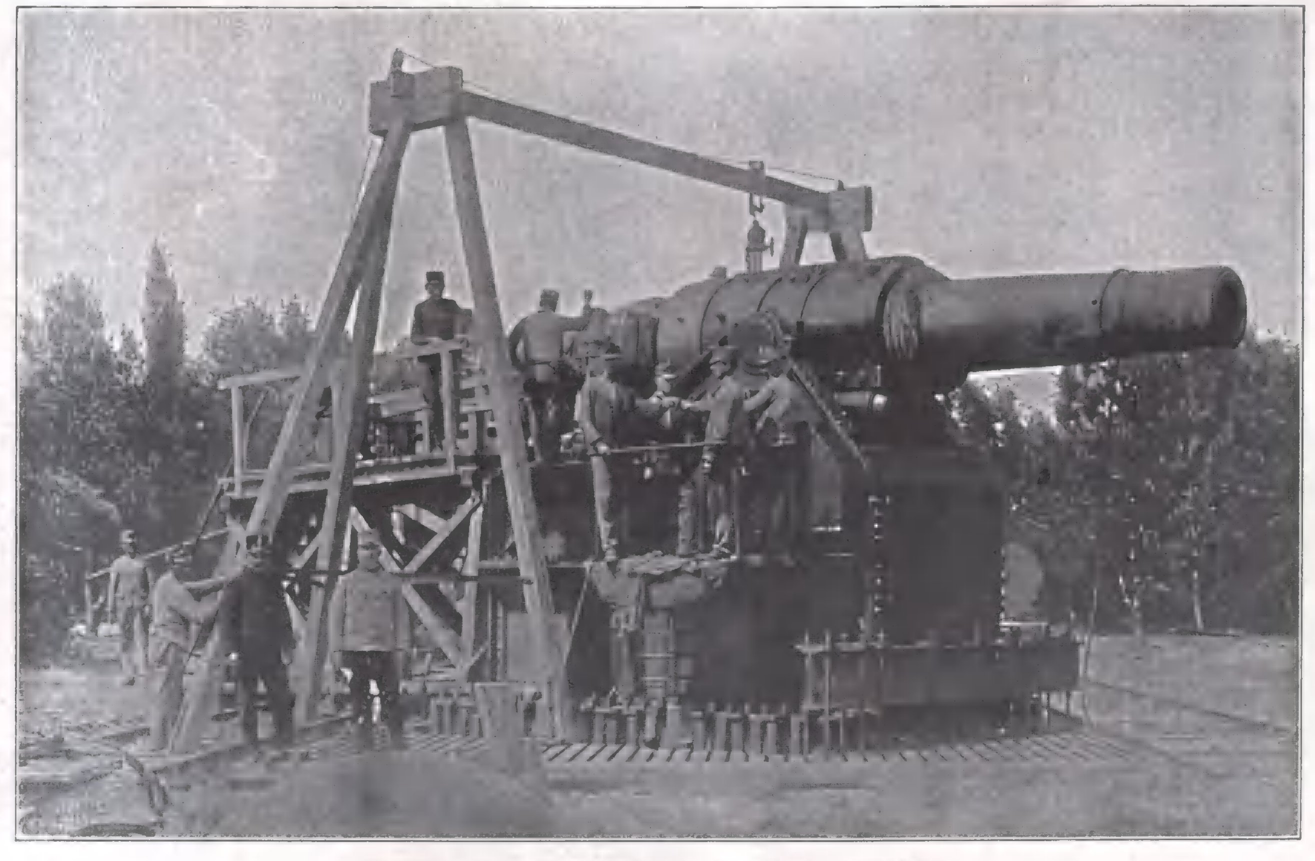
Inzwischen hatten die Ententemächte sich doch entschlossen, das Dardanellen-Abenteuer aufzugeben und die Halbinsel Gallipoli zu räumen. Der größere Teil der hierdurch freigewordenen Truppen wurde um die Jahreswende 1915/1916 nach Saloniki zur Verstärkung der Orientarmee gebracht. Als sie hier eintrafen, war die günstige Gelegenheit zum Eingreifen verpaßt, die serbische Armee von den Streitkräften des Vierbundes geschlagen und Serbien größtenteils von diesen besetzt. Die Orientarmee richtete sich daher in einem großen Halbkreis östlich, nördlich und westlich von Saloniki zur Verteidigung ein und schob nur eine französische Division im Vardartal nach Norden über die serbische Grenze vor. Die Gesamtstärke dieser Armee wird damals höchstens 150000 Mann betragen haben.

Griechenland erhob zwar gegen die Landung der Ententetruppen förmlichen Protest, gab ihm aber keinen energischen Nachdruck, weil der damalige Ministerpräsident Venizelos — ein Freund der Entente — den Standpunkt vertrat, daß Griechenland verpflichtet sei, Serbien zu helfen, während König Konstantin das Land nicht in abenteuerliche Unternehmungen stürzen, sondern strenge Neutralität wahren wollte. Aus diesem Widerstreit der Meinungen haben sich dann in der Folge für das Land höchst unerquickliche Zustände entwickelt, die nicht anders als eine brutale Vergewaltigung Griechenlands durch die Ententemächte bezeichnet werden können.

Da die siegreichen Bulgaren, denen sich in den letzten Stadien der Kämpfe um Monastir Ende November 1915 auch deutsche, bei den Operationen gegen Serbien frei gewordene Truppen angeschlossen hatten, der auf neutrales (griechisches) Gebiet zurückgegangenen Orientarmee aus Rücksicht für Griechenland nicht gefolgt waren, so entstand zunächst eine Kampfpause, die von letzterer dazu benutzt wurde, sich in der bezogenen Verteidigungsstellung um Saloniki einzurichten und sie nach allen Regeln der Kunst stark zu befestigen. Auf Grund getroffener Vereinbarungen wurde zwischen den beiden Gegner eine vier Kilometer breite neutrale Zone beiderseits der griechisch-serbisch-bulgarischen Grenze festgesetzt, aus der die griechischen Truppen (III. und V. Armeekorps) bis Seres im Osten und Jenitze-Vardar im Westen zurückgezogen wurden; die Stadt Saloniki blieb vorläufig von einer griechischen Division besetzt.

Über die Weiterführung der Operationen der Orientarmee gingen schon damals in den Anfangsstadien des Saloniki-Unternehmens die Ansichten zwischen Engländern und Franzosen auseinander. Erstere hätten gern den Rat Kitcheners befolgt und eine größere Expedition nach Kleinasien unternommen, um eventuell den zu jener Zeit in Mesopotamien hart bedrängten General Townshend wenigstens mittelbar zu entlasten, während die französischen Machthaber das Saloniki-Unternehmen um jeden Preis fortsetzen wollten, weil dessen Aufgeben nicht im Sinne des Balkanprogramms der Entente gelegen und wahrscheinlich ihren Sturz herbeigeführt haben würde. Dieses Programm ging von der Auffassung aus, daß das Schicksal des Balkans nicht mehr in Serbien, Montenegro und Albanien, sondern im Tale des Vardar entschieden würde. Es galt, die große Arterie zu durchschneiden, welche die Mittelmächte mit dem Orient verband, Bulgarien niederzuwerfen, die Türkei zu isolieren, die Griechen und Rumänen zu sich hinüberzuziehen und dadurch mittelbar die Russen in Richtung auf die Karpathen, die Italiener in Richtung auf die Donau zu unterstützen. Dieses Programm sollte nach Äußerungen in der Ententepresse allein „dem Balkan die Befreiung bringen können“. So wurde denn die Fortsetzung des Saloniki-Unternehmens im Kriegsrate der Entente beschlossen.

Trotzdem kam es vorläufig noch nicht zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Operationen. Einmal schien dies wegen der angeblich von Griechenland drohenden Gefahr nicht ratsam, so daß erst weitere Vergewaltigungsmaßnahmen gegen dieses unglückliche Land für notwendig gehalten wurden, und ferner befand sich die Orientarmee noch nicht in der Verfassung, in der sie mit Aussicht auf Erfolg zur Offensive gegen die siegreichen Bulgaren und Deutschen schreiten konnte. Diese, siebenundzwanzig Divisionen zählende Armee setzte sich aus sechs serbischen, zwölf französischen, sechs englischen, zwei italienischen und einer russischen Division zusammen; weitere Verstärkungen, besonders durch auf der Insel Korfu noch in der Reorganisation begriffene serbische Truppen, waren in Aussicht genommen. Diese aus sehr



Aufstellen eines österreichisch-ungarischen schweren Geschützes.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Der Krieg gegen Rumänien: Während der Schlacht am Arges zurückgehende rumänische Artillerie im Granatfeuer.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem rumänischen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hugo Ungewitter



Lübbeckesche Brücke bei Sveta-Petka.

verschiedenartigen und nicht gerade den besten Elementen gebildete Armee wird allerdings in der ersten Zeit ihrer Aufstellung eine große Offensivkraft kaum besessen haben; auch soll ihre kriegsmäßige Ausbildung noch nicht abgeschlossen, die Disziplin und der Gesundheitszustand mangelhaft gewesen sein, es auch an der nötigen Munition gefehlt haben. Es ist daher begreiflich, wenn ihr Führer sich erst zur Aufnahme der Operationen entschloß, als er von Paris aus hierzu gedrängt und ihm mit eventueller Abberufung gedroht wurde.

Um Mitte Mai machten sich endlich Anzeichen bemerkbar, die auf eine Wiederaufnahme der unfreiwillig unterbrochenen Operationen der Orientarmee schließen ließen. Diese Anzeichen beschränkten sich allerdings zunächst neben dem Aufleben des Artilleriefeuers auf kleinere Unternehmungen der beiden Armeeflügel im Westen und Osten gegen die dortigen bulgarisch-deutschen Stellungen, während in der Mitte am Vardar die Ruhe andauerte. Besonders auf dem linken (westlichen) Flügel, auf dem hauptsächlich serbische Truppen standen, entwickelte sich rege Gefechtstätigkeit. Hier lag zwischen den beiderseitigen Fronten die Stadt **Florina**, die von den Bulgaren aus Rücksicht auf Griechenland nicht besetzt worden war. Dort waren schon am 4. Mai serbische Truppen eingerückt, die weiter gegen Monastir vorfühlten. Zugleich machte sich auf dem rechten (östlichen) Flügel an der Struma das Bestreben der Orientarmee bemerkbar, auch diesen weiter auszudehnen. Unter diesen Umständen mußte auf bulgarisch-deutscher Seite die Rücksicht gegenüber Griechenland aufhören und die Wahrung der eigenen Interessen in den Vordergrund gestellt werden.

Infolgedessen gingen auf dem westlichen Flügel die Bulgaren zur Gegenoffensive über, geboten dem dortigen Vorgehen der Serben nicht nur Einhalt, sondern warfen sie nach Süden in das neutrale Gebiet zurück, in das sie ihnen nunmehr folgten. Am 17. August wurden Florina von den Bulgaren besetzt und die feindlichen Stellungen auf den Malka-Nidze-Kajmakcalan- und Moglenitza-Höhen genommen, die der Gegner sämtlich hartnäckig verteidigte. Weiter wurden bis Ende August die etwa 30 km südwestlich von Florina gelegenen Städte Kastoria und Korica (letzteres schon in Albanien) besetzt, womit die rechte bulgarische Flanke gesichert und die Verbindung mit den österreichisch-ungarischen Streitkräften vor Valona (Albanien) hergestellt war.

Inzwischen hatte auch der rechte (östliche) Flügel der Orientarmee die Offensive wiederaufgenommen, die Struma an mehreren Stellen überschritten und auf dem östlichen Ufer dieses Flusses Fuß zu fassen versucht. Infolgedessen war von den Bulgaren zur Sperrung des Strumatales die nördlich Demir-Hissar gelegene **Rupelenge** mit dem gleichnamigen griechischen Fort am 29. Mai besetzt worden, nachdem mit dem griechischen Kommandanten eine Einigung stattgefunden hatte. Im Anschluß hieran wurden die auf das östliche Ufer der Struma übergegangenen Teile der Orientarmee (hauptsächlich Engländer und Franzosen) über den Fluß zurückgeworfen und nach Vereinbarung mit dem dort befehligenden Kommandierenden General des IV. griechischen Armeekorps das ganze Gebiet bis zur Mesta ordnungsmäßig besetzt.

Diese militärischen Vorgänge hatten den Ententegesandten in Athen erneut Anlaß zu Vergewaltigungsmaßregeln gegen Griechenland gegeben, die besonders durch das Nachgeben der neugebildeten griechischen Regierung (Zaimis für Skuludis Ministerpräsident) große Erbitterung im Lande hervorriefen.

Aber trotz dieser abermaligen Knebelung Griechenlands traute General Sarrail den Griechen immer noch nicht und vertagte die allgemeine Offensive seiner Armee wiederum, obwohl gerade die einsetzende russische Offensive in Ostgalizien und Wolhynien zu einem energischen Vorstoß von Saloniki aufforderte. So führte denn die bulgarisch-deutsche Gegenoffensive gegen die beiden Flügel der Orientarmee zu einem vollen Erfolge, indem diese beiden Flügel weit zurückgedrängt wurden und dadurch auf längere Zeit für neue Angriffsbewegungen nicht in Frage kamen. Dahingegen hatten die bulgarisch-deutschen Streitkräfte sich sehr günstige Stellungen mit verkürzter Front erobert, wodurch Truppen für andere Zwecke frei wurden. Außerdem hatte die Säuberung des ganzen Gebiets im Osten zwischen Struma und Mesta mit Besetzung der wichtigen Hafenstadt Kavalla zu einer Einigung mit dem dort untergebrachten IV. griechischen Armeekorps geführt, das mit Waffen als Gast Deutschlands nach Görlitz abtransportiert wurde, wo es sich heute noch befindet und wahrscheinlich bis zur Beendigung des Krieges verbleiben wird.

Am 28. August erfolgte die Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn und damit der Eintritt dieses bis dahin den Mittelmächten durch ein ähnliches Bündnis wie Italien verpflichteten Staates in den Weltkrieg auf seiten der Entente. Dieses durch das schwankende Verhalten der rumänischen Regierung schon immer erwartete Ereignis hätte eigentlich für den Oberbefehlshaber der Orientarmee das Zeichen sein sollen, mit seiner großen Offensive nunmehr Ernst zu machen. Aber General Sarrail hatte sein Augenmerk wieder mehr nach rückwärts auf die ihm angeblich von Griechenland immer



Höhle bei Tschervenbreg.

noch drohende Gefahr als nach vorwärts auf den Feind gerichtet, den er zurückwerfen sollte. So ließ er wieder zwei volle Wochen, in der damaligen Kriegslage eine lange kostbare Zeit, verstreichen, bevor er sich endlich um Mitte September in Bewegung setzte.

Wieder war dem inzwischen verstärkten linken (westlichen) Flügel der Orientarmee die Eröffnung der auf den Besitz von Monastir gerichteten erneuten Angriffsbewegung zugedacht. Diese führte in den folgenden Wochen zu sehr heftigen Kämpfen um die Höhen innerhalb des Cernabogens, die von den durch allmählich herangeführte deutsche Truppen unterstützten Bulgaren hartnäckig verteidigt wurden. Nur langsam konnten die hier eingesetzten, hauptsächlich aus Serben und Franzosen bestehenden feindlichen Streitkräfte vorwärts kommen. Als ihnen dies schließlich infolge ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit bis Mitte November, d. h. nach zweimonatigen Anstrengungen, insoweit gelungen war, daß die in der Ebene liegende Stadt Monastir von Osten her bedroht erschien, entschloß sich der über die bulgarisch-deutschen Truppen den Oberbefehl führende General **Otto v. Below**, diese Stadt zu räumen und eine Stellung auf den Höhen nördlich derselben einzunehmen, von denen aus die vorliegende Ebene beherrscht wird. Diese Absicht gelangte am 18. November — vom Feinde unbehindert — zur Ausführung. Vom politischen Standpunkte aus mag die Räumung dieser Stadt den Bulgaren nicht leicht geworden sein, militärisch war sie notwendig.

Erst anfangs Oktober setzte sich auch der rechte (östliche) Flügel der Orientarmee zu einer schwächlichen, hauptsächlich von englischen Truppen durchgeführten Offensive über die Struma in Bewegung, während die Mitte im Vardartal sich weiter verteidigungsweise verhielt.

Seitdem, d. h. in den ersten Monaten des Jahres 1917, hat die Gefechtstätigkeit an der Salonikifront zwar nie ganz geruht, aber zu der erwarteten allgemeinen Offensive ist es dort immer noch nicht gekommen. Nur auf dem linken (westlichen) feindlichen Flügel haben besonders in den Tagen vom 12. bis 21. März fast täglich Angriffe der Franzosen gegen die von bulgarischen, deutschen und auch österreichisch-ungarischen Truppen verteidigten Stellungen zwischen dem Ochrida- und Prespasee sowie auf den beherrschenden Höhen im Berggelände westlich und nördlich des Beckens von Monastir stattgefunden. Auch diese bisher stets gescheiterten Angriffe scheinen keine großen strategischen, sondern nur örtliche Zwecke, nämlich eine bessere Sicherung der in der Ebene gelegenen Stadt Monastir zu bezwecken; es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß sie sich wiederholen werden.



Zu den Kämpfen vor Monastir: Sächsische Jäger im Feuer.

Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien.

Blüteperioden mohammedanischer Handwerkskunst.

Von Dr. Ernst Kühnel.

Zierplatte aus Elfenbein. (Ägypten oder Syrien, um 1200; Museo Nazionale, Florenz.)



Zierplatte aus Elfenbein. (Ägypten oder Syrien, um 1200; Museo Nazionale, Florenz.)

Wer im Orient gereist ist, kennt die emsige Tätigkeit in den Werkstätten der mohammedanischen Kunsthandwerker, die, meist nach Zünften gegliedert, in den geräuschvollen Basarvierteln der Städte dicht aneinander gedrängt liegen. Dieses malerische Treiben mag vor Jahrhunderten, als die islamischen Staaten politisch und kulturell mehr hervortraten, noch lebhafter gewesen sein, hat sich aber zweifellos immer ungefähr in demselben Rahmen bewegt. Das, was die heutige Produktion von Erzeugnissen aus den Blütezeiten der kunstgewerblichen Techniken wesentlich unterscheidet, ist der Mangel an künstlerischer Qualität, die seit dem achtzehnten Jahrhundert in allen Ländern des Islams, in manchen schon bedeutend früher, einer ziemlich stillosen Durchschnittsware Platz gemacht hat. Viele äußere Ursachen politischer und sozialer Art haben dazu beigetragen, diesen Verfall zu beschleunigen, der innerlich schon durch die allmähliche Erschöpfung der künstlerischen Ausdrucksformen und die Unmöglichkeit, ihnen durch Aufpfropfen fremder Kulturelemente neues Leben zu geben, bedingt war. Der nichtislamische Orient lebte selbst nur noch von überkommenen Traditionen, und zu den christlichen Ländern, den einzigen, die imstande gewesen wären, in dieser Hinsicht anregend und befruchtend zu wirken, war der religiöse Gegensatz zu stark, als daß er sich hätte durch Kunstbedürfnisse überbrücken lassen. Versuche nach der Seite hin wurden sowohl von Persien als auch von der Türkei aus wiederholt unternommen. Man berief europäische Künstler, denen man wichtige architektonische oder dekorative Aufgaben anvertraute, aber sie konnten im Orient nicht recht Wurzel fassen und waren jedenfalls nie imstande, in irgendeiner Richtung Schule zu machen; eher unterlagen sie selbst der neuen Umgebung.



Silbertauschiertes Bronzebecken. (Mesopotamien [Mossul], 13. Jahrh.; Louvre, Paris.)

Man muß bei der Bewertung einer solchen Entwicklung auch vor allem berücksichtigen, daß in der späteren Zeit der wichtigste Antrieb zu wirklich hervorragenden Leistungen fehlte: das persönliche Interesse des Bestellers. Ehedem war es so, daß irgendein Großer oder Reicher des Landes zu einem wegen seiner Fertigkeit berühmten Handwerker ging und bei ihm einen Kunstgegenstand bestellte, den er seinem Fürsten zum Geschenk machen wollte, und bei dem die Einteilung des Dekors, der Wortlaut der Inschriften und viele andere Einzelheiten von vornherein vorgeschrieben waren. In anderen Fällen gingen solche Aufträge wiederum von den Herrschern selbst aus, die damit fremde Machthaber oder aber ihre Günstlinge erfreuen wollten. Bei der Interpretation der Wünsche des Bestellers konnte dann der Künstler seine Phantasie und seine technische Geschicklichkeit entfalten, und er war reichlicher Belohnung gewiß, wenn das Werk den Beifall des Mäzens fand. Wir wissen von einzelnen hervorragenden Arbeiten, daß sie mit fabelhaften Summen bezahlt wurden, und auf solchen Stücken brachten mit Stolz spätere Besitzer noch oft ihre Stempel oder andere Eigentumsvermerke an.

Die früheste Blüteepoche, von der nur spärliche Reste erhalten sind, fällt in die Zeit der Abbassiden von Bagdad, unter denen der Kalif Harun al Raschid aus den Erzählungen von „Tausendundeiner Nacht" jedermann bekannt ist. Damals, vom neunten bis zum zehnten Jahrhundert, brachten die meisten Techniken, die für die islamische Kunst charakteristisch bleiben sollten, ihre ersten Wunderwerke hervor, und gleichzeitig entfalteten in Kordova die Omaijaden eine Kulturtätigkeit, die allen Prunk und Luxus zu unerhörter Höhe steigerte. Dann entwickelte sich an den Höfen der Seldschukenfürsten in ganz Vorderasien ein reges Kunstleben, in Syrien traten die Ayubiden in enge Beziehungen zu den Kreuzfahrerstaaten, und daneben wuchs Kairo unter den Fatimiden und Mamelucken zu einer Hochburg kunstgewerblicher Tätigkeit heran und zog Meister aus allen Ländern des Islams an sich. Persien kam durch die Mongolenfürsten eine Zeitlang in Abhängigkeit von Ostasien und übernahm von dort her viele neue Elemente, bis es sich unter den Safawiden wieder auf einen nationalen Stil besann und nun seinerseits auf die Türkei, die mit der Eroberung Konstantinopels (1453) die Führung im Islam übernommen hatte, befruchtend wirken konnte. Im Westen hatte sich in Spanien Granada allein gegen den Ansturm der christlichen Staaten gehalten, und hier erreichte im vierzehnten Jahrhundert die maurische Kunst in der Alhambra und ihrem Zierwerk ihre letzte Verfeinerung; Marokko hat von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag von dem granadiner Erbe gelebt, ohne je etwas Eigenes von Belang hinzuzutun.

Worin bestand nun im wesentlichen der Dekor der mohammedanischen Kunsterzeugnisse? Die erste Stelle nehmen immer die Inschriften ein, die entweder religiöse Zitate, Lobsprüche auf den regierenden Sultan oder Segenswünsche für den Besitzer enthalten. Die Kalligraphie war die vornehmste aller Künste, in ihr haben sich mit Vorliebe auch regierende Fürsten hervorgetan, und jeder geschickte Handwerker mußte sie in verschiedenen Variationen beherrschen. Ihrem ganzen Charakter nach eignet sich die arabische Schrift außerordentlich zu ornamentaler Ausgestaltung, und so haben geistreiche Schönschreiber ganze Systeme von Schriftdukten und Schnörkeln ausgebildet, die dann als Vorlagen in die Werkstätten der Kunstgewerbler kamen. Die Sprache ist in der Epigraphik überall fast ausschließlich arabisch; daneben kommen wohl auch persische Verse vor, aber häufiger eigentlich erst in der Spätzeit, und türkische Inschriften vollends gehören zu den größten Seltenheiten. Arabisch werden auch die gewöhnlich in besonders



Geschnitzte Elfenbeinbüchse. (Spanien, 10. Jahrh.; Viktoria- und Albert-Museum, London.)



Türe mit Schnitzerei und Intarsia. (Persien, 16. Jahrh.; Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin.)



Albarello. (Syrien, 14. Jahrh.; Sammlung Canessa, Paris.)



Zierseite aus einem Koran. (Marokko, 16. Jahrh.; Sammlung Freiherr v. Oppenheim, Berlin.)

bescheidenen Ausdrücken gehaltenen Künstlersignaturen abgefaßt.

Das eigentliche Ornament, dessen Vielseitigkeit den größten Ruhm der islamischen Kunst ausmacht, ist teils aus geometrisch-linearen, teils aus vegetabilen Motiven entwickelt. Der Reichtum an Rauten-, Knoten-, Flecht- und Bandmustern und die üppige Entfaltung von Rosetten, Palmetten, Arabesken, Rankengewinden u. dgl. sind in keinem andern Kulturgebiet übertroffen worden. In dieser Hinsicht setzt die islamische Kunst mit großer Mannigfaltigkeit alles das fort, was die Antike und die frühchristliche Zeit hervorgebracht hatten, und vermischt es mit Anregungen aus dem alten Orient, aus persischen, indischen und chinesischen Quellen zu einem einheitlichen Ornamentalstil.

Auch wo es sich um Darstellungen von Lebewesen handelt, wie in Kampfszenen zwischen wilden und zahmen Tieren, in Friesen laufender Tiere und vornehmlich in der wappenartig symmetrischen Gegenüberstellung von Löwen, Adlern, Greifen usw., ist stets der dekorative Zweck betont; es kommt nie auf die treffende Wiedergabe der Naturerscheinung an, sondern immer auf die Verwendung des Motivs als Ziermuster, oft in geradezu kalligraphischer Stilisierung.



Pinselzeichnung von Scheich Mohammed. (Persien, 17. Jahrh.; Sammlung Koechlin, Paris.)

Szenen mit menschlichen Figuren sind in Persien stets beliebt gewesen, in anderen Ländern nur vorübergehend. Es handelt sich dabei in der Regel um Bilder aus dem Hofleben: der Fürst, thronend und Würdenträger empfangend oder von Musikanten, Tänzerinnen, Akrobaten umgeben, die ihn zerstreuen sollen, bisweilen auch im Kreise fröhlicher Zecher, dann wieder auf der Jagd, beim Polospiel oder im Kampfgetümmel. Auch in diesen Fällen ist die betreffende Szene nur knapp charakterisiert, an eine historisch getreue Wiedergabe oder z. B. an die Porträtähnlichkeit der dargestellten Personen wurde dabei nie gedacht. Christliche Motive, wie Heiligendarstellungen oder Szenen aus dem Neuen Testament, kommen gelegentlich ebenfalls vor; der Gegenstand, auf dem man ihnen begegnet, war dann wohl ein fürstliches Geschenk an einen Bischof, eine christliche Kirche oder auch an einen europäischen Großen. Als Vorbilder dienten dabei, wie man aus der Verwandtschaft der Typen leicht feststellen kann, byzantinische oder armenische Miniaturen.

Die Abbildungen zeigen einige besonders hervorragende Leistungen aus den verschiedenen Blüteperioden der einzelnen Techniken. Die Buchkunst erreichte wohl in Persien vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert ihre höchste Vollendung; wir kennen eine stattliche Reihe von Meisternamen, die in der Kalligraphie, in der Arabeskenillumination, in der Bildminiatur oder in der Einbandkunst (teils Lederfiligranschnitt, teils Lackmalerei) einen guten Klang hatten. Wichtig wegen ihrer Inschriften und ihres dekorativen Reichtums sind ferner die Bronzetechniken, unter denen die Silbertauschierung, zumal im dreizehnten Jahrhundert in der Schule von Mossul, die erste Stelle einnimmt. Sie mußte den Mangel an Geräten aus Edelmetall, deren Gebrauch durch den Koran untersagt war, vergessen machen und brachte Werke zustande, die zu den bewunderungswertesten Meisterstücken menschlichen Kunstfleißes gehören.



Knüpfteppich. (Armenien, 15. Jahrh.; Sammlung Lamm, Näsby [Schweden].)

Bronzegegenstände waren zu Geschenkzwecken besonders beliebt und spielten im religiösen Mobiliar ebenso wie im privaten Luxusgerät die wichtigste Rolle. Daneben trat zu allen Zeiten die keramische Produktion hervor, die besonders vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert in Persien zu einer seltenen Üppigkeit gediehen zu sein scheint. Was in den letzten Jahrzehnten durch Ausgrabungen aus alten Kulturstätten zutage gefördert wurde, gibt uns ein umfassendes Bild von der Vielseitigkeit in technischer wie in ornamentaler Hinsicht, zu der die alten Fayencetöpfer ihre Kunst steigerten. Die Lüstermalerei, die den Gefäßen einen eigentümlich reizvollen Goldschimmer verleiht, ist als ausschließlich mohammedanisches Kunstverfahren allgemein bekannt und eigentlich nie mit vollem Erfolg in andere Kulturgebiete übertragen worden. In Persien wurden im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch Versuche unternommen, das chinesische Porzellan durch eine ähnlich wirkende Fayence zu ersetzen; Beispiele davon kann man in allen unseren Kunstgewerbemuseen kennen lernen.



Lackeinband. (Persien, 16. Jahrh.; Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg.)

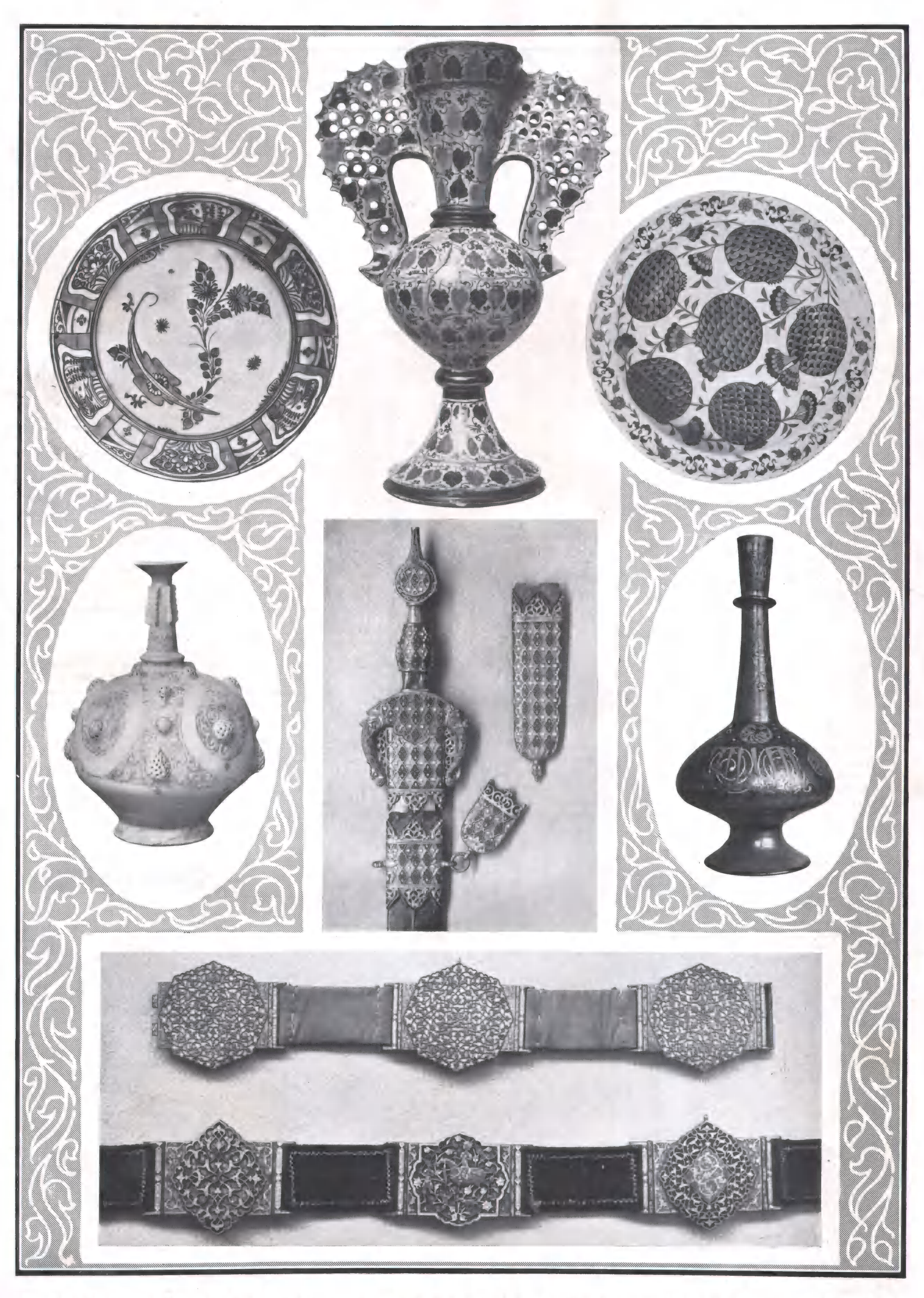
Die Emaillierung und Vergoldung von Gläsern wurde im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Syrien betrieben und brachte kostbare Ampeln, Pokale und andere Gefäße hervor, die damals schon im Abendlande von sich reden machten. Ferner blühte unter den Fatimiden in Ägypten vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert die Kristallschneidekunst, die dann erst im sechzehnten Jahrhundert in Böhmen wieder auf eine ähnliche Höhe gelangte. Im Waffenhandwerk stand noch im vierzehnten Jahrhundert Spanien, das ehedem durch die Toledaner Klingen berühmt war, mit Granada an der Spitze; im fünfzehnten Jahrhundert übernahm Persien die Führung, das unter anderm für die türkischen Sultane Prunkwaffen in kunstvollem Eisenschnitt mit Goldtauschierung und kostbaren Einlagen herstellte. Elfenbeinschnitzereien sind so ziemlich das einzige, was uns aus der Zeit des Kalifats von Kordova, aus dem zehnten Jahrhundert, erhalten ist; später taten sich Syrien und Ägypten in dieser Technik hervor.

In der Herstellung von Brokaten und Samten und in der Teppichknüpferei wetteiferten vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert Persien und Kleinasien, die noch heute den Hauptbedarf an Fußteppichen für den Orient und für Europa bestreiten, freilich nur noch in einer völlig verwahrlosten Massenproduktion, in der die ehemalige Schönheit von Farbe und Zeichnung und die edle Harmonie in der Disposition des Musters spurlos untergegangen sind.

Die starke Nachfrage hat hier den Verfall nur beschleunigt; die rein technische Fertigkeit ist zwar noch heute erstaunlich, aber den ästhetischen Maßstab der alten Textilindustrie darf man an die moderne Ware nicht mehr legen.



Brokatstoff. (Persien, 16. Jahrh.; Museum Stschukin, Moskau.)



Oben links: Porzellanartiger Fayenceteller (Persien, 17. Jahrh., Viktoria- und Albert-Museum, London); in der Mitte: Fayencevase (Valencia, 15. Jahrh., Viktoria- und Albert-Museum, London); rechts: Fayenceteller (Türkei, 16. Jahrh., Sammlung Frhr. v. Haniel, London). Mitte links: Fayenceflasche mit Reliefdekor (Persien, 12. Jahrh., Sammlung Gans, Frankfurt a. M.); in der Mitte: Das sogen. Schwert des Boabdil (Granada, 15. Jahrh., Museum Cassel); rechts: Emaillierte Glasflasche (Syrien, 10. Jahrh., Viktoria- und Albert-Museum, London). Unten: Schwertgürtel des Sultans Soleiman I. (Persien, 16. Jahrh., Kaiserliche Schatzkammer, Konstantinopel).



Aus Mazedonien: Frühling in Kruschewo.

Nach einem Aquarell des nach dem Balkan entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Gartmann.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Meinungsaustausch führender Geister.

Unser Stolz und unsere Hoffnung. Disziplin, Organisation, Universalität, Idealismus, Qualität – lauter Fremdwörter, die sich nicht leicht verdeutschen lassen, da die Begriffe „Unterordnung“, „Einrichtungen“, „weiter Blick“, „Begeisterungsfähigkeit“, „innerer Wert“ sich mit ihnen nicht völlig decken. Aber das ist auch nicht die Hauptsache; Name ist „Schall und Rauch“. Das Wesentliche ist, daß wir diese so überaus wichtigen Dinge in hohem Maße besitzen, und das ist unser Stolz. Denn ihnen verdanken wir es, daß uns die ganze gegen uns verschworene Welt nichts anhaben kann, daß wir unter freudiger Hintansetzung von Blut und Gut auf der ganzen Linie siegen, ja innerlich bereits längst gesiegt haben, wie auch immer die zukünftigen Friedensbedingungen lauten mögen, ob sie uns befriedigen werden oder nicht. Aber höchstgesteigerte Vorzüge – darauf dürfen wir weniger stolz sein – sind, bei Lichte besehen, bereits Schwächen. Stellen wir vor die schönsten Eigenschaftswörter das kleine Wörtchen „zu“, und vor uns steht der in jeder Beziehung korrekte Philister, der keineswegs auf die Kleinstadt beschränkte, manchmal sogar hochgestellte und übermächtige Spießer – die zwanglose Verdeutschung stellt sich von selbst ein –, der im Vollbesitze aller Tugenden Langweile sät und Schlaf erntet. – Wofür kämpfen und fallen die Besten unseres Volkes? Damit wir nicht verhungern? Gewiß, auch dafür. Damit wir soundso viele Geviertmeilen zur Verbesserung unserer Grenzen unserem alten Bestande hinzufügen können? Gewiß, auch dafür. Damit sich Ein- und Ausfuhr in der Zukunft unbehindert entfalte? Gewiß, auch dafür. Aber das wäre noch lange nicht der richtige Gegenwert für all die Ströme vergossenen Blutes. Wir verlangen mehr, unendlich mehr und verdienen auch viel mehr, als uns eroberte Weltteile geben könnten. Ja, wir wollen die ganze Welt besitzen, aber nicht mit den Waffen des Kriegshandwerkes unterjochen, sondern sie mit den Waffen des Geistes zur Anerkennung der überragenden deutschen Gesamtkultur zwingen. Und wenn unsere Feinde, die uns gerade deswegen neidvoll überfallen haben, zur besseren Einsicht gelangt sein werden, wollen wir diese höchsten Güter mit ihnen teilen und sie lehren, was deutsche Treue, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft und Technik, denen die Zukunft gehört, bedeuten. Wir werden sicherlich bessere Lehrer sein, als sie die Menschheit vor uns an anderen Völkern besaß, keine salbungsvollen Prediger, die mit himmelwärts gerichtetem Augenaufschlag nur ihre eigenen Vorteile verbinden, keine engherzigen Neider, die sich auch die kleinste Anregung erst ablisten und abtrotzen lassen müßten, keine ledernen, weltfremden Schulmeister mit veralteten Unterrichtsplänen. Die bisherige Kulturdüngerwirtschaft haben wir gründlich satt; die Erfahrungen sind nicht einladend, die wir mit den deutschen Bauern machten, die fremde Ödländereien in fruchtbares, blühendes Ackerland verwandelten. Aber wenn wir erst die Bürgschaft haben, keinen himmelschreienden Undank befürchten zu müssen, dann wird die Welt unsere Leitsterne vollauf mitgenießen können, die da lauten: Disziplin, Organisation, Universalität, Idealismus, kurz: Qualität. An Mut und Ausdauer fehlt es uns ja nicht. Prof. Dr. Gustav E. Pazaurek, Stuttgart.

Freiheit. Einer der bedeutendsten neueren Psychologen, der idealistische Theodor Lipps, äußerte wörtlich: „Willensfreiheit – ?! sprechen wir nicht davon.“ – In der Tat ergibt die Ergründung des Ichs nicht Freiheit, sondern Zwang: die „Individualität“, d. i. die Unteilbarkeit, die doch aus unendlich vielen Teilen zusammengesetzt ist, entsteht und besteht durch festen Zusammenschluß dieser Teile, also durch inneren Zwang. Die „geschlossene Persönlichkeit“ folgt „ihrem inneren Drange“. – Neben der Differenzierung ist der Zusammenschluß ein Hauptmoment im Gesetz der Erscheinungen. Wie diese beiden, einander scheinbar widersprechenden Grundzüge: Differenzierung und Zusammenschluß, in dem sie umfassenden Hauptzug der Kontinuität (= Geschichte) sich zusammenfinden, kann hier nicht näher erörtert werden. – Was wir Freiheit nennen, ist der Drang der Besonderheit, ihrem inneren Zwange zu folgen, nicht einem äußeren Zwange. Die Freiheit ist also ein negativer Begriff, der, gewöhnlich mißverstanden, so gerne phrasenhaft verwendet wird. – Aber der äußere Zwang, als Ausdruck der Gesamtheit, geht doch aus von der Summe der Individualitäten, entspricht der Erklärung, zu dem inneren Zwange ein gewisses Maß äußeren Zwanges, wie es für die Gemeinschaft unentbehrlich ist, hinzuzunehmen. Setzen wir den äußeren Zwang als Sache der Zivilisation, den inneren Zwang als der Kultur: so entspricht romanischer und angloamerikanischer Zivilisation das „laisser faire, laisser passer“, die volle Zwanglosigkeit der Kultur, – dagegen deutscher Auffassung, die Kultur selbst als Zivilisationsaufgabe zu betreiben. Hier liegt die große Frage! Entscheidend für den inneren Zwang ist das unendliche Differenzierungsbedürfnis, das sich im eigensten Zusammenschluß durchsetzen und ausleben will. Entscheidend für den Bereich des äußeren Zwanges ist das Bedürfnis des Zusammenschlusses der Gesamtheit; wobei so leicht übersehen wird, daß die Gemeinschaften vielfältige Formen haben und in den Bedürfnissen ihres Zusammenschlusses nach örtlichen und zeitlichen Verhältnissen stark wechseln können. Aber was darüber ist, das ist vom Übel, und auch was darunter ist. Allgemein bedeutet es wohl ein wertvolles Mehr, wenn die Gemeinschaft über ihre unveräußerliche Grundlage, die Ordnung, hinaus der Individualität mit Verständnis entgegenkommt und ihre Entwicklung zu fördern sucht. Indessen bleibt hier die Schwierigkeit der historischen Bedingtheit bestehen. Und immer ist die Kultur die höhere Macht, und der Wert der Gemeinschaft liegt begründet in dem Wert der Individuen, welche sie bilden. Darum gehört die bessere Zukunft dem jungen Geschlecht der kommenden Gemeinschaft, die wir aus unseren Erfahrungen lernen lassen und durch solche Erziehung zu fördern trachten müssen. – In diesem Sinne einer nach außen zwangfreieren, nach innen zwangvolleren Entwicklung stehe hier ein Vorschlag, der schon vor neunundzwanzig Jahren, noch vor des Kaisers erster Anregung zur Schulreform, niedergeschrieben, aber über anderem liegen gelassen worden ist. Bis heute noch von keiner anderen Seite vorgebracht, möge er, knapp umrissen, als Anregung mitgeteilt sein: Man zerlege im Unterricht die Lehrgegenstände in obligatorische und fakultative, jene vorwiegend dem Bedürfnis der Gemeinschaft, diese denen des Individuums dienend, – und man vereinige beide wieder so, daß man den letzteren einen reichen Inhalt gebe, den man in die geschlossene Form der ersteren gieße. Mit anderen Worten, man lehre im Sprachunterricht zugleich Sachunterricht, so daß kein Satz, der gelesen und übersetzt wird, ohne sachlich lehrenden Gehalt sei. Ohne jedoch den Schüler zu verpflichten, daraus etwas anderes zu lernen, als was ihm seinen Anlagen und seinem Interesse nach entspricht. Dies natürlich neben derjenigen Stoffmenge, die mit in den obligatorischen Teil zu beziehen ist. – Wer bei einem geistvollen Lehrer die antiken Klassiker (zumal Plato) gelesen hat, der weiß, welch unvergleichlicher Gewinn aus solcher Schulung für das Erwachen und Erwachsen seines jungen Geistes entspringen kann, und möchte sie darum gerne jedem anderen jungen Menschenkinde auch gönnen. – Denn frei, d. h. glücklich im eigensten Drange, ist nur der sich Selbständige. Dr. J. Hundhausen, Hohen-Unkel.

Eine Aufgabe für die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Wenn schwere Erlebnisse, wie jedermann weiß, den einzelnen rasch älter machen, den Jüngling zum Manne reifen, den Mann aus der Welt der schönen Selbsttäuschungen zu nüchterner Klarheit führen, so werden die ungeheueren Erfahrungen dieses Krieges wohl auch das ganze deutsche Volk in seiner Entwicklung einen gehörigen Ruck vorwärtsbringen. Eine Eigenschaft der Deutschen, die für die Jugendlichkeit ihrer Kultur am bezeichnendsten erschien, war ihre Ausländerei, denn die Romantik der Jugend sucht ihre Befriedigung in der Ferne. Wir sind älter geworden als Volk und damit auch reifer in unseren Werturteilen. Die Kunst des Auslandes lockt uns nicht mehr, wie Kinder die Buntheit der Fremde lockt. Wenn wir heute der Kultur des Auslandes kritischer gegenüberstehen, so ist das also nicht ein Nachhall der kriegerischen Kämpfe, keine geistige Vergeltungsmaßregel, sondern das Ergebnis schweren inneren Erlebens, wie es ebenso eine andere Heimsuchung, auch eine große Pest hätte herbeiführen können. Ebendeshalb brauchen wir auch nicht zu besorgen, daß wir in den im Grunde auch jugendlichen Fehler verfielen, die bisherige Übertreibung durch ihr Gegenteil zu ersetzen. So wird das deutsche Volk die großen Schätze der seiner geistigen Art so nahe verwandten englischen Literatur immer nach Gebühr vorurteilslos zu würdigen wissen, an erster Stelle die Werke Shakespeares. Wieviel diese dem deutschen Geiste bedeuten, dafür legt die in Schriften von Laien und Fachleuten noch unausgesetzt sprudelnde Quelle der deutschen Shakespeare-Literatur beredtes Zeugnis ab. Zu wünschen wäre gerade dieser nur eins, das an dieser Stelle zu nennen vielleicht nützlich sein könnte, nämlich das Hilfsmittel einer handlichen Shakespeare-Bibliographie. Über keinen Künstler wird so viel mit Nichtachtung und Unkenntnis der vorhergehenden Literatur über ihn geschrieben wie über den Großen von Stratford. Dringend erforderlich wäre für jeden, den ein Problem aus dieser Welt reizt, ein Werk, das ihm die wichtigsten, einschlägigen Forschungen und Quellen nachwiese, eine Arbeit, wie sie der methodische und organisatorische Sinn deutscher Wissenschaft unschwer leisten könnte, so vielgestaltig und umfangreich auch das fragliche Gebiet in mehr als anderthalb Jahrhunderten Shakespeare-Forschung geworden ist. Hier wäre eine Aufgabe für die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Prof. Levin L. Schücking, Breslau.

Wir dummen Verleger und das gescheite deutsche Volk. Aller Werte Ursprung leitet sein Wesen aus der Befruchtung durch den Geist her. Vom Tütenpapier bis zum philosophischen System – alles wurde irgendwann von einem erdacht, von anderen durchgearbeitet, von weiteren entwickelt. Das Mittel gegenseitiger Belehrung und Förderung zwischen allen geistig Schaffenden ist das Buch. Das Buch nährt den Geist, bereichert ihn, befruchtet ihn. Ohne jedes Buch wären wir geistig ausgehungert. Nur flachem Scherzbold kann körperlicher Hungertod schlimmer erscheinen. Das Buch ist das Brot des Geistes. Der Geist muß leben wie der Körper. Der Wert des Buches für den Menschen ist unermeßlich, wie der von Getreide, Fett und Kartoffeln. Ich wiederhole: Unermeßlich hoch ist der Wert des guten Buches. – Gemeinplätze, sehr geehrter Leser, keinem fremd? Hören wir weiter: Das wertloseste Ding, das verachtetste auf der Welt, ist das Buch. Ein Widerspruch? Nicht größer als der von Sittlichkeit und Wirklichkeit. Versuch' es selbst. Begib dich, leidlich gebürstet, zu einem Freunde, sagen wir gleich zu einem bedeutenden Verleger. Bitte ihn, dir seinen Schreibtisch zu leihen, sein Bett zu schenken, seine Handschuhe, 25 Briefbogen, ein Bund Radieschen. Du genierst dich, du traust dich nicht? Er würde verblüfft sein, dich für verrückt halten oder für einen Gauner. Aber gewiß, das alles sind doch Dinge von Wert, und nur der Zigeuner oder der Hallodri würde in solcher Weise die Begriffe von Mein und Dein vermengen. Aber, mein lieber Leser, verlange ich, du sollst ihn um ein Buch bitten oder um den Druckstock eines Bildes aus seiner Zeitschrift – ja, weshalb denn nicht?! Du wirst hingehen und dein Anliegen vorbringen mit einer Selbstverständlichkeit, wie wenn du um ein Glas Wasser ersuchtest. Ja sogar: vom Wasser würdest du das Glas zurückgeben, es ist ja doch ein Wertgegenstand. Das Buch aber bleibt dein mit Deckel und Seiten. Und verlangt er es zurück, wie wirst du ihn kleinlich nennen, denn längst schon hast du es weiter verliehen oder verlegt – was lohnt sich's nachzudenken! Es ist ja „nur ein Buch“! Das billigste Buch kann mehr Wert haben als eine Dickeberta-Bohne und zehn Kettenhandelswürste. Es ist mehr als bloß Papier. In diesem Kriege haben die Verleger Bücher und Zeitschriften und Bilder und was nur auf ihr Lager kam, hergeschenkt im Werte von sehr vielen Millionen! Auch ich, der ich mich sonst mit Händen und Füßen gegen die Entwertung des Buches wehrte, im Kriege stiftete ich in Büchern, was nur in meinen Kräften stand. Merkwürdig aber: Tausende von Bitten um Bücher kamen an mich und meine Berufsgenossen, aber kaum für eine Sendung ein Dank. Schickten wir jedoch Zigarren, Tabak, Wachskerzen, Eßwaren, da gab es wohl nicht einen Empfänger, der nicht begeistert dieser guten Tat Erkenntlichkeit und Lob gespendet hätte. An den Verleger einer illustrierten Zeitung, die für die Güte und Beachtbarkeit ihrer Abbildungen ungewöhnlich hohe Opfer bringt, richtete ein Feldbuchhändler, der in nächster Nähe eines hohen Herrn eine Feldzeitung herausgibt, die Bitte um regelmäßige kostenfreie Überlassung von Druckstöcken zum Nachdruck. Auf die höfliche, aber denn doch sehr deutlich begründete Ablehnung erwiderte er, entrüstet über diese ... Ungefälligkeit in solcher Zeit, mit der – Abbestellung der von seiner Buchhandlung abonnierten Exemplare der illustrierten Zeitung! Wie erklären sich diese Anschauungen beim „Volke der Dichter und Denker“? Erweckte vielleicht die „Überzeugung“ im Buchhandel von jährlich rund 30000 Neuerscheinungen die Vorstellung eines Überflusses, aus der heraus das Bücherschenken nur wie eine Art Befreiung von Lasten erscheint? Aber Morgan z. B. schwimmt im Gelde, und doch wird sich's ein anständiger Mensch überlegen, ihn unbekannterweise anzupumpen. Ausnahmen immerhin – wie immer bei „anständigen Menschen“ – zugegeben. Oder ist es Gedankenlosigkeit? Vorweggenommener Kommunismus? Es ist eine Unsitte wie das Opiumrauchen oder die Trunksucht, geboren aus Bequemlichkeit oder Geiz, genährt von Denkfaulheit, lebendig gehalten im Materialismus des Alltags. **Niemand pumpt Käse, jeder pumpt Buch!** Doch nur das eigene Buch ist fruchtbar. Eine Kokette ist das mißachtete Buch aus Pump oder Bettel. Rufst du es später wieder, ist's nicht mehr da. Ein treuer Freund ist eigenes Buch. Bleibt bei dir und tröstet und fördert, wenn du es brauchst. Nur den Ehrfurchtsvollen überströmt das Buch mit Segen, dem Mißachtenden verschließen sich seine Quellen. Mißachtung des Buches ist Mißachtung des Geistes, der in ihm wohnt. Den Geist mißachten heißt: die Mächte des Untergangs fördern. Das Wesentliche am Deutschen, das ihn von allen anderen Völkern scheidet, ist: er stellt den Geist der Dinge höher als die Dinge selbst. Das macht ihn überlegen, das macht ihn verhaßt, das macht seinen endlichen Sieg in der Welt zur Notwendigkeit. Das Gefäß alles Geistes ist das gute Buch. Halten wir es hoch wie ein Heiligtum! Heiligtümer verschenkt und verleiht man nicht, man hat sie und hütet sie. Das haben die Bücher mit den Frauen gemein: sie nicht allein zu haben, widerspricht guter Sitte. Schickt Bücher ins Feld zu unseren Kämpfern, waggonweise, Züge voll, Schiffsladungen! Sie brauchen sie, dringend wie Brot und Tabak. Aber schnorrt sie nicht zusammen, sondern kauft sie, wie ihr auch Brot und Tabak euch nicht schenken laßt, sondern bar bezahlt! Alles ist auf doppelte Preise gestiegen, nur das Buch nicht. Und Verleger sollten doch Kriegslieferer sein, mehr noch als alle anderen! Wir deutschen Verleger sind doch dumm; deutsches Volk, sei gescheit! Auch Bücher sind nur dann wirklich edle Gabe, wenn ihr sie erworben habt. Bücher kaufen heißt: den deutschesten Handelszweig, den Buchhandel, fördern und Segen verbreiten in die Zeiten unserer Kinder und Kindeskinder hinein. Kauft Bücher und hütet sie. Ihr segnet damit euch selber.

Dem Bücherschnorrer sag's ins Gesicht:
„Buch, Ehr' und Frau verleih' ich nicht!
Sind mein allein,
Geh weg, du Schwerenöter!“

Hans v. Weber, München.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.



Frühlingstag.

Nach einer photographischen Aufnahme von August Rupp in Saarbrücken.

Wir und die Feinde.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Eindruck des Erfolges der neuen Kriegsanleihe an sich, daneben aber auch der Eindruck der gesunden Art, wie er zustande kommt bei bewunderswert tragfähiger Verfassung unseres Geldmarktes. Man denke an die zweifelnden Worte, die der englische Schatzminister über unser weiteres Können vor kurzem sprach, daß das englische Volk seit 1½ Jahren keine Kriegsanleihe mehr hatte und bei so langer Schonzeit der jetzige Erfolg nicht überwältigend ist, vergegenwärtige sich endlich die Wirkung einer glänzenden Zeichnungsziffer in den Reihen der Feinde und der Neutralen. Dieser Eindruck wird um so gewaltiger sein, als Rußland, Frankreich und Italien schon mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, Geld zu beschaffen, von dem unserem Vorgehen entsprechenden, währungspolitisch einwandfreien Wege einer inneren Anleihe gar nicht zu reden, denn dieser hat sich für sie bei mehrmaligen Versuchen als kaum noch gangbar gezeigt. — Wie die Mittel für Kriegsanleihezeichnung und -bezahlung flüssig zu machen sind, das kommt auf den einzelnen Fall an. Zunächst wird der entbehrliche Teil von Barmitteln, Bank- und Sparkassenguthaben, soweit und sobald er von den Einlagestellen flüssig gemacht werden kann, dafür zu verwenden sein. Wer solche Mittel oder solche Guthaben im Augenblick nicht besitzt, wohl aber im Verlauf der nächsten Monate Bareingänge hat, der kann von den sich weit in den Sommer erstreckenden Zahlfristen Gebrauch machen. Und wer erst späterhin Einnahmen hat, die für den Unterhalt nicht unbedingt nötig sind, der wird sich Rechenschaft darüber abzulegen haben, ob er nicht durch Verpfändung von Wertpapieren bei einer Reichsdarlehenskasse oder anderen Geldanstalten vorher schon die erforderlichen Mittel flüssig machen kann, mit der Maßgabe, daß der aufzunehmende Vorschuß aus ebendiesen späteren Einnahmen seine Rückzahlung findet. Daß sich das deutsche Wirtschaftsleben stark und gesund gehalten, daß die Geldmittel für die Kriegführung so reichlich und währungspolitisch einwandfrei wie all die Male seither wieder flüssig zu machen sein werden, daß die Sicherheit der Reichsanleihe über jeden Zweifel erhaben ist, das verdanken wir deutscher Tüchtigkeit, deutscher Opferwilligkeit, nicht zuletzt dem Heere und der Flotte. Die glänzenden Waffentaten in Ost und West, die kraftvollen, tatenfrohen Vorstöße unserer Unterseeboote, die Verhältnisse bei den Feinden: das unaufhörliche Steigen ihrer Kriegslasten, die Schwierigkeiten der Geldbeschaffung und der Ernährung — England spürt jetzt schon wie Frankreich die Umkehrung des uns angedrohten Hungerkrieges! — die wertvollen Unterpfänder in den mit eisernen Klammern festgehaltenen feindlichen Gebieten, die in Frankreich zu den industriell wichtigsten, steuerlich leistungsfähigsten Staatsteilen gehören, all das gibt uns die Zuversicht auf den endgültigen Sieg. Danken wir unseren Kämpfern, indem wir ihnen die Mittel zur Beendigung ihres Siegeslaufes gern und freudig in die Hand geben. Es geschieht zu unserem eigenen Besten!



Die Ventilanlagen der von den Lagerbehältern nach den Kesselwagen führenden Rohrleitungen.



Abfüllen von erbeuteten Benzinvorräten in einen bereitstehenden Kesselwagenzug.

Die Wiederinstandsetzung der rumänischen Erdölgruben durch die deutsche Verwaltung. (Bild- und Film-Amt.)

Allgemeine Notizen.

Kriegsanleihe! Die Automobilfabrik H. Büssing, Inhaber Geh. Baurat Dr.-Ing. H. Büssing und Ingenieur Max Büssing, Braunschweig, hat zur VI. Kriegsanleihe den Betrag von 1 500 000 Mark gezeichnet gegen 750 000 Mark zur V. Kriegsanleihe. Außerdem haben sich die Inhaber bereit erklärt, für ihre Beamten und Arbeiter die zu zeichnenden Beträge nicht nur zinslos vorzustrecken, sondern gestattet, die in Frage kommenden Summen erst am 1. Januar 1918 zu entrichten, wodurch den betreffenden Zeichnern ein kostenloser Zinsgenuß für ein halbes Jahr zufließt, da der Zinsenlauf bereits am 1. Juli d. Js. beginnt. Ferner haben die beiden Firmen-Inhaber Sammelstellen eingerichtet, um auch denjenigen Angehörigen ihres Werkes, die nicht in der Lage sind, auch die kleinsten Stücke der Anleihe erwerben zu können, den Besitz von Anteilscheinen zu ermöglichen.

Ein weiteres nachahmenswertes Beispiel ist, daß die Stadtverordnetenversammlung in Bad Homburg beschlossen hat, allen Beamten, die Kriegsanleihe zeichnen wollen, ein volles Jahresgehalt vorschußweise auszahlen zu lassen. Die Anteilscheine der Zeichnung verbleiben im Besitz der Stadt, bis der vorgeschossene Betrag zurückgezahlt ist. Für die Rückzahlung ist ein Zeitraum von zehn Jahren vorgesehen, sodaß die Beamten vierteljährlich eine kleine Summe auf den Vorschußbetrag zurückerstatten können. Die Stadt vereinnahmt die Zinsen aus der Zeichnung, verzinst aber ihrerseits den Beamten den als Vorschuß erhaltenen, auf die Anleihe eingezahlten Betrag mit fünf vom Hundert. Die Rechnung stellt sich so, daß der Beamte bei jährlicher ratenweiser Rückzahlung nach Abzug seines Zinsgenusses und nach Berücksichtigung der Vorteile insgesamt 786 Mark gegen einen Anteilschein von 1000 Mark einzahlt.

Handelspolitischer Sonderausschuß für Polen. Der Handelsvertragsverein hatte schon vor $1\frac{1}{2}$ Jahren — gemeinsam mit dem Verein deutscher Fabrikanten und Exporteure für den Handel mit Rußland — ein besonderes kleines Komitee für die Fragen des Geschäftsverkehrs mit den besetzten Gebieten im Osten eingesetzt, dessen Betätigung dann zu der Einsetzung einer Zweigstelle in Warschau unter Leitung von Herrn Robert Skutezky führte. Nachdem nun durch die Erklärung der verbündeten Regierungen vom 5. November 1916 Polen zu einem selbständigen Königreich gemacht worden ist, das somit auch eine Handels- und Zollpolitik nach Friedensschluß betreiben wird, erscheint es wünschenswert, die Regelung der späteren deutsch-polnischen Handelsbeziehungen von langer Hand her sorgfältig vorzubereiten, um zu gegebenem Zeitpunkt auf eine den deutschen Interessen gerecht werdende Gestaltung der Dinge hinwirken zu können. Zu diesem Zwecke hat der geschäftsführende Vorstand des Handelsvertragsvereins beschlossen, unter Ausbau des erwähnten Komitees einen handelspolitischen Unterausschuß für Polen zu bilden — ähnlich wie es auch im Rahmen des k. k. österreichischen Handelsmuseums kürzlich geschehen ist. Zur Mitarbeit in diesem Ausschuß haben sich bisher folgende Herren bereit erklärt: Dr. Antrick-Berlin (Chem. Fabrik a. Akt. vorm. E. Schering), Kommerzienrat Beindorf-Hannover (Günther Wagner), Dr. Fleischhacker-Berlin (Jakob & Valentin), Direktor Holub-Berlin (Feuerversicherungs-Anstalt), Konsul Jacobi-Bremen (Engelhardt & Co.), F. F. Kaestner-Erfurt (Kaestner & Döbelmann), Walter Krauße-Leipzig (Friedr. Erler), Justizrat Dr. Lewinski-Berlin, Oskar E. Pfau-Thorn (S. Kuznitzki & Co.), Direktor Wagenblast-Braunschweig (Maschinen- u. Mühlenbauanstalt G. Luther A.-G.)





Sammetweiche Haut
erreicht man durch: **KREM TERAS**
Nicht fettend! Ist unerreicht
In Tuben und Töpfen Mk. 1.50 u. 2.75. Überall erhältlich.
Max Schwarzlose, Königl. Hoflieferant, Berlin C. 2.



Das grosse Los

der

Königl. Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne:

500000
300000
200000
150000
100000

(In Österreich-Ungarn verboten.)

60000, 50000, 40000, 30000 Mk. usw.
110000 Lose u. 55000 Gewinne im Betrage von über 20 Millionen Mark.
Jedes zweite Los gewinnt.
Ziehung 1. Klasse am 13. und 14. Juni 1917.

Klassen-Lose, für jede Klasse:				Voll-Lose, für alle Klassen gültig:			
1/10	1/5	1/2	1/1	1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5.-	M. 10.-	M. 25.-	M. 50.-	M. 25.-	M. 50.-	M. 125.-	M. 250.-

empfehlen und versenden
Friedrich Fricke & Co., Leipzig, Zeitzer Str. Nr. 10.
Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion. — Gegründet 1878.
Im neuen Hause des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen.

Auf Dich kommt es an!

Sage nicht: Andere haben mehr Geld und verdienen mehr als ich; die sollen Kriegsanleihe zeichnen!

Sage auch nicht: Was machen meine paar hundert oder paar tausend Mark aus, da doch Milliarden gebraucht werden!

Und sage noch weniger: Ich habe schon bei früheren Anleihen gezeichnet und damit meine Pflicht getan!

Auf jede Mark kommt es an!

Es ist wie bei der Nagelung unserer Kriegswahrzeichen; jeder einzelne der vielen tausend eisernen Nägel ist winzig. Aber in ihrer Gesamtheit umfangen sie das Gebilde mit einem ehernen Panzer. So muß auch unser deutsches Vaterland geschützt und gesichert werden durch das freudige Geldopfer der großen und der kleinen Sparer. Jetzt, in der Stunde der Entscheidung, darf **keiner** zögern und **keiner** fehlen!



Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch, Handwerker und Fabriken.

Neueste Verbesserungen.
Unbedingte Zuverlässigkeit.
Größte Dauerhaftigkeit.



Niederlagen in allen größeren Plätzen
G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

Stuhlverstopfung – Stuhlträgheit
Ursachen, Folgen u. gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche, belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.
Puhlmann & Co., Berlin 416, Müggelstrasse 25 a.





Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.